



Wenn auch —

Wenn auch der Abend kalt und traurig ist
Und Regen rauscht,
Ich singe doch mein Lied zu dieser Frist,
Weiß nicht, wer lauscht.

Wenn auch die Welt in Krieg und Leid erstickt —
An manchem Ort
Brennt heimlich doch, ob niemand sie erblickt,
Die Liebe fort.

Hermann Hesse.

„Dann hast du es getan“, nickte Ernst befriedigt und hob die Hand um ihre Schulter. Der ‚Burggraf‘ lag in der Werft. Er hatte täglich an Bord zu tun, aber wenn er sich vier Stunden geärgert hatte, fand er wie andere Menschen Zeit, daheim zu essen, zu schlafen und das Leben seiner Frau zu teilen. Ernster und reifer schien Grete im Bewußtsein, bald Mutter zu sein. Wohl war der Frohsinn ihr geblieben, aber mehr als früher dachte sie über ihr und ihres Mannes Dasein, über Ernsts Beruf nach. „Vom Frühjahr und Sommer hast du nichts gesehen“, meinte sie bei einem Spaziergang durch das herbstliche Flachland „und nun geht das Jahr zu Ende!“

„Es grüßt uns kein Halm, es wächst keine Saat“, bestätigte er im Versuch zu scherzen. „Wenn wir die Frühjahrsreise antreten, liegt die Küste noch grau und tot. Wenn wir heimkommen, sind die Bäume schon grün, und wie das Keimen der Natur verpassen wir über der Reise nach Norwegen den deutschen Sommer, über den Manövern die schönsten Herbsttage, aber das läßt sich ertragen, Gretel! Wir beide haben noch an jedem Tag, den wir zusammen an Land verbrachten, wenigstens einmal von Herzen lachen können.“

Da schob sie die Hand in seinen Arm. Sie hatte recht gehabt, als sie dachte, nach steter Trennung müsse ihnen jedes Beisammensein zum frohen, heiteren Fest werden. Zwölf Tage vor dem Heiligabend kaufte sie in Ungeduld den ersten Tannenbaum für ihr eigenes Heim. Längst geputzt, streute er schon verdorrnete Nadeln auf den Teppich im Empfangszimmer, als eine Ordonnanz Ernst den Befehl brachte, sich beim Geschwaderchef zu melden.

Der Onkel ließ ihn im Vorzimmer warten. Aus der Tür seiner Arbeitsstube trat der Inspekteur des Torpedowesens, ehe er an den Schreibtisch gerufen wurde: „Setz dich, Ernst! Du weißt, daß ich vom Torpedowesen noch immer um deine Meinung angegangen werde. Es stellt am ersten Januar zwei neue U-Boote in Dienst. Der Typ wurde nach meinen Vorschlägen erbaut und armiert. Wenn er sich bewährt, dürfen wir uns eines großen Erfolges rühmen, denn die Boote können lange unter Wasser bleiben, fahren bei großem Aktionsradius mit bisher unerreichter Geschwindigkeit und feuern auf große Entfernung.“

Er schwieg ein Weilchen und zeichnete mit dem Bleistift auf das grüne Tuch der Platte, als sehe er dort das Bild seiner Schöpfung.

„Natürlich brauchen wir zu Kommandanten urteilsfähige Offiziere, die nicht nur führen, sondern auch denken und berichten können. Ich schlug daher Versbach und dich vor, als ich vom neuen Chef des Torpedowesens um Rat gefragt wurde, und hörte eben von ihm, daß andere Herren meine Wahl unterstützen. Du fährst allerdings erst seit drei Vierteljahren auf einem großen Schiff, aber stehst wohl am liebsten dort, wo du am nötigsten gebraucht wirst. Ich für meine Person würde das Kommando als ein Weihnachtsgeschenk betrachten. Was denkst du?“

„Ich möchte dir von Herzen danken, Onkel.“

„Dazu ist keine Ursache, da ich dich lediglich im Interesse des Dienstes wählte. Wie geht es Grete?“

„Durchaus nach Wunsch.“

„Hoffentlich könnt ihr im April meine Hochzeit in Hamburg mitmachen. Daß ich oft hinüberfahre und wenig von euch sehe, begreift ihr wohl. Ich denke, wir heiraten am Dritten. Es ist ein Freitag, an dem ich nach dem vorläufigen Beschäftigungsplan mit dem Geschwader aus See zurückkomme. Dann setzen wir drei uns ins Automobil und fahren zusammen nach Hamburg, denn die Eltern meiner Braut wünschen, daß ihr bei ihnen wohnt.“

Ernst mußte lachen. Er dachte an des Onkels Wort, daß auch der Offizier zum Heiraten nur einen Abend brauche.

„Also gönnst du dir doch drei Tage — bis Montag früh!“

Gutgelaunt warf der Admiral den Kopf zurück: „Frechdachs! Das Programm haben die Schwiegereltern aufgestellt.“

Auf dem Heimweg bezweifelte Ernst noch, daß Grete seine Freude teilen werde, denn Damen glaubten ihre Männer im Unterseeboot größerer Gefahr als auf anderen Fahrzeugen ausgesetzt. Aber sie tat, als sehe sie nur die Auszeichnung durch das Kommando.

Gewiß würde ihr oft das Herz klopfen, wenn sie Erni unter Wasser wußte, aber nicht nur in Furcht, sondern auch Stolz. Er durfte eine Waffe fördern helfen.

Die Ernennung zum Kommandanten des U-Bootes kam am Tag vor dem Fest. Allein saßen sie am Heiligabend Hand in Hand auf dem Sofa vor dem vertrocknenden Lichterbaum, unter dem sie sich Überraschungen aufgebaut hatten. Grete blickte verträumt in die Flämmchen: „Tut es dir leid, daß wir nicht zu deinen Eltern gefahren sind?“

„Nein. Gern hätte ich sie hier, aber noch lieber bin ich eigentlich mit dir allein, und nächstes Jahr ...“

Der Druck ihrer Finger ließ ihn schweigen und ahnen, daß sie dem gleichen Gedanken nachgegangen hätte.

Heydebreeg kam am nächsten Mittag zu Tisch und meinte beim Abschied, halb anerkennend, halb spöttisch lachend: „Du bist ein kolossaler Hausphilister geworden.“

Am zweiten Januar traten ‚U 101‘ und ‚U 102‘ die erste Fahrt in die Jade an. Versbach führte. Das Wehen aus Nordwest wirbelte Barenheim den Rauch und Stank aus des Kameraden Petroleummotoren ins Gesicht! Auf geöffneten Turmdeckel in Manneshöhe über dem Wasserspiegel sitzend, sah Barenheim das vom Bug aufspritzende Wasser über dem flachbordigen weißen Deck fast seine Füße netzen. Die letzte endgültige Gruft des Seemannischen schien das winzige Boot. Mordmaschine in höchster Vollendung, bot es kaum nur für die Waffen und ihre Diener, für die Maschinen, die es zum Schuß, zum Angriff trugen. Ein Bordleben gab es auf dem jüngsten Kriegsinstrument nicht mehr. Sogar des Seemanns älteste Freundin, die Pfeife, war aus dem Fahrzeug verbannt.

Versbach verschwand von seinem Sitz auf der Turmwand. Auch Barenheim stieg über das schmale Eisentreppehen zur Zentrale hinab und ließ vom Rudergänger den Turmdeckel über seinem Kopf dichten. Mit dem einen Matrosen und seinem Wachoffizier, Oberleutnant Hirlichingen, stand er in der Zentrale allein.

„Dichtungsprobe!“ befahl er.

Hirlichingen ließ eine Glocke klingen. Die Luftsauger brausten. Bald drängten sie den Atem in die Lungen zurück. Schlucken, Luft schlucken galt es, um den Druck auszugleichen.

Das Boot war dicht. Kein Hauch konnte entweichen. „Luftsauger abstellen! Hirlichingen, sehen Sie, ob die Sicherheitseinrichtungen in Ordnung sind!“

Ernst hatte sie als Kommandant schon geprüft, aber das Leben von einem Offizier und 24 Mann hing von seiner Gewissenhaftigkeit ab, und vier Augen sahen mehr als zwei.

Der Oberleutnant eilte zum Rundgang durch das Fahrzeug. Barenheim trat an seinen Platz im Rücken und zu Häupten des Matrosen am Rad. Durch das dicke Glas der Schaulöcher im Turm sah er über den Tanz kleiner weißer Schaumköpfe zu Versbachs Boot. Durch kurze Befehle an den Rudergänger folgte er im Kielwasser von ‚U 101‘.

Hirlichingen kam zurück und hob die Hand zur Mütze: „Zum Tauchen klar!“ (Schluß folgt.)

„Der große Krieg in Einzeldarstellungen“, herausgegeben im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres. Eine Folge von etwa 33 Heften von je 3—6 Bogen. Nähere Ausführungen und Bezugsbedingungen sind aus beiliegendem Prospekt der Firma Sperling & Kupfer, Lugano, zu ersehen.

Schriftleitung der Deutschen Int.-Ztg.: Leutnant Stichs unter Mitwirkung von Prof. Wolterreck und Leutnant Dr. Reichel, Bern, Efingerstraße 6a.

Hermann Hesse / ZU WEIHNACHTEN.

Wieder kommt das Christfest, das vierte seit dem Beginn des Krieges. Und wenn auch manche Zeichen für das Herandämmern des Kriegsendes sprechen, so ist doch auch heute nicht abzusehen, wie lange es noch dauern werde.

Alle die, welche in irgend einer Form Opfer des Krieges geworden sind, zumal die vielen Gefangenen in Feindesland, mögen diese Weihnacht als ein Fest der Wehmut begehen, als ein Fest der Erinnerung an verlorene, liebe Dinge, an Heimat und Kindheit, Frieden und Friedensglück. Und bei ihnen allen wird als tiefster Klang der Wunsch nach dem „Frieden auf Erden“ laut werden, den das Weihnachtsevangelium preist.

Indessen wollen wir nicht vergessen, daß Weihnachten nicht bloß das Fest der Kinder, und daß die Stimme der Engel, welche Jesu Geburt verkünden, nicht bloß eine hübsche Musik für Kinder, und nicht bloß ein wehmütiger Trost für Bedrückte ist.

Nicht Kindermärchen, so schön sie seien, und nicht Christbaumglanz und Kindergesang allein sollen es sein, die Weihnachten uns bringt. Der Christgedanke, der in so vielerlei Bekenntnissen so verschiedenen Ausdruck gefunden hat, hat auch für jeden einzelnen von uns immer wieder den Wert eines neuen, hohen Antriebes, einer wesentlichen Mahnung. Mag jeder sich sein eigenes Bild von der Welterlösung machen, wichtig und bedeutsam für Jeden ist vor allem der Gedanke der Erlösung durch Liebe. Diese Erlösung zu suchen, werden wir nicht nur vom Chor der Weihnachtengel gemahnt. Es rufen und mahnen uns dazu alle Stimmen der großen Denker, Dichter und Künstler, und der tiefe Wert all dieser Stimmen liegt einzig darin, daß sie eine Wirklichkeit, einen Weg, eine Möglichkeit verkünden, die in jedes Menschen Brust lebendig vorhanden ist.

Weihnachten soll uns darum, wie jedes Fest, nicht bloß eine Rückschau, sondern ein inneres Aufraffen und Zusammenfassen allen guten Willens in uns sein. Denn denen, „die eines guten Willens sind“, gilt die Verheißung.

Eines guten Willens sind wir nicht, wenn wir nur um Verlorenes trauern, uns nur des Unwiederbringlichen erinnern. Wir sind es nur, wenn wir des Besten, Lebendigsten in uns selber bewußt werden und der Stimme dieses Bewußtseins folgen. Wer daran ernstlich denkt, wer in sich das Gelöbnis erneut, seinem Besten treu zu bleiben, der ist in der rechten Stimmung, das Fest zu feiern. Und ihm werden Festglocken und Kerzenlichter, Gesang und Geschenke erst den rechten Wert und Glanz gewinnen.



Verkaufsfilialen in allen größeren Schweizer Städten.





Karl Stirner / Zeichnung / MÄRKT IN BERN ZUR WEIHNACHTSZEIT.

Ei, ist das kalt! Der Schnee glitzert auf Bäumen und Dächern, und der dicke Nebel wallt von der Aare herauf um die Kornhausbrücke. Dem Kindlifresser auf dem Brunnen ist das ja ganz gleichgültig. Er sperrt sein Maul gehörig auf und verzehrt gemächlich ein Chindli nach dem anderen. Habt Acht, Buebleni und Meidschi!

Ach, die haben jetzt besseres zu tun, als Acht zu geben auf den Freßsack — der steigt nimmer herunter! Die müssen sich unter die Lauben drängen, sich zwischen die vermummten Großen durchquetschen und mit blanken frohen Augen die hellen Schaufenster bewundern, wo das Wienachtschindli schon seine Schätze ausgebreitet hat. Auch stöbern sie um die Buden herum, die hier und da und dort beim Zietglockenturm und auf dem Bärenplatz und zwischen den Lauben der Spital- und Marktgasse aufgebaut sind, und um die Christbaumgärten, die an den Ecken duftig grünen. Würzig liegt der Geruch der Tannen in der Luft. Knusperbäckchen machen die Kleinen, als versuchten sie schon all' das Gute, was Weihnacht ihnen beschert. Wie lustig glitzert das Silberpapier um die Schokoladen und Konfitüren und da, den marzipanen Engel, den müßte man doch wirklich schon in der Adventszeit noch aufschleckern. Engelshaar und bunte Guirlanden, Goldnüsse und Silbersterne sind in den Fenstern feil und auch, ja auch — ernst ist das Leben — dicke, feste Schuhe und Wollzeug und Kravatten — schöne, ganz bunte bei den Ständen, und Taschentücher — so groß, daß sich eine ganze Familie auf einmal darin schneuzen kann.

Einen ausgesprochenen Weihnachtsmarkt hat ja Bern nicht, mit glitzerndem Tand und Lebkuchen und allerlei herzerfreuendem Spielzeug, aber all' diese Märkte im Dezembermond werden sanft bestrahlt vom Licht der kommenden Feiertage. Wir gehen dazwischen hin, zwischen all' denen, die sich freuen und haben leise Wehmut im Herzen. Ach, vor Jahren waren wir Kinder und waren daheim und hatten unsren Weihnachtsmarkt mit Buden und Tannen und Zuckerzeug und mancherlei nützlichen Sachen. Nun sind wir in der Fremde, sind gastlich aufgenommen, aber doch — fremd. Und je heimischer uns alles dies berührt, zage Erinnerung weckend, diese giebligen Häuser der Stadt, diese Brunnen, diese Ecken und beschatteten Stiegen, diese Lauben, die die Häuser schützend auf die Straße senden — nehmt ihr es uns übel, ihr Gastfreunde, wenn uns Wehmut nach der Heimat faßt?

So lieb sind diese Märkte in Bern. Der Zwiebelemärkt, wo neben den aufgereihten Ketten der Früchte alles andere zu haben ist, daß dem jungen Volk das Lachen näher ist, als das Weinen — trotz der Zwiebeln. Der Chachelimärkt, wo die schönen altgeschmackvollen Gefäße ausboten werden für geringen Preis. Volkskunst im wahren Sinn des Wortes. Und dann, der Meidschimärkt, wo sich eigentlich die Mädchen zur Arbeit verdingen sollen, aber viel, viel lieber noch zum Tanz gehen und zur Lustbarkeit mit den jungen Burschen. —

Vor Weihnachten.

(Frankreich, Dezember 1915)

Es scheint ein Stern in der Winternacht,
Rings liegt das Land im Schnee.
Die andern schlafen; ihr Atem geht sacht,
Verschlafen ihr tiefes Weh.

Und schauen im Traume ihr deutsches Land
Im Weihnachtstannenduft
Und Märchenzauber und Glockenklang,
Im Flockenwirbel der Winterluft. —

Von ferne klingt's wie aus Kindermund:
„Herbei, o ihr Gläubigen“ und „Stille Nacht“.
Ein Sehnen quillt aus der Seele Grund —
Und ein Sternlein zittert und wacht.

Pörschmann, Int.

Rudolf Presber / DIE TANNE SPRACH ...

Die Tanne sprach: Von allen Bäumen,
Die steh'n an muntren Bäche Rand,
Und die auf Gipfeln einsam träumen,
Kenn' ich das reichste, weit'ste Land.

Verlor'ne meines Stammes spähen,
Vom Schnee die Kronen weiß beträuft,
Von dem Granit der Pyrenäen
Hinab, wo still der Ebro läuft.

Ich schau' auf Frankreichs reife Saaten
Und hör' des Jagdhorns hellen Ton:
Dem Wiesenteppich der Karpathen
Entragt mein stolzer Felsenthron.

Ich warf der Basken frühem Siege
Den Schatten; wurzte tief im Grund,
Wo Bonapartes schlichte Wiege
Auf rauberühmtem Eiland stund.

Sah Züg und Schlacht der Völkerheere:
Mich grüßte mancher Fürst und Held
Von stiler Bucht am Schwarzen Meere
Bis zu Navarras Weizenfeld.

Und meinen immergrünen Nadeln
Gält mancher Dank an Hang und Kamm —
Doch nur die deutschen Herzen adeln
In Ehrfurcht meinen schlanken Stamm.

Symbol der güt'gen Himmelmächte,
Steh' ich, geweiht, im deutschen Haus;
Die einzig heil'ge aller Nächte
Schmückt' mich mit ihren Sternen aus.

Und wenn des Harzes Däfte schmeicheln
Waldfromm durch Hütte und Palast
Der Kinder kleine Hände streicheln,
Wie Freunde, meinen dunklen Ast.

Dann weh'n um mich der Engel Chöre,
Dann blüht der alte Heilandstraum — —
Und wenn ich manchem Land gehöre,
Ich fühle mich als deutscher Baum!

Wo immer ich die Äste spanne,
Ihr, die des Weges Mühsal fühlt,
O kommt, daß Euch die deutsche Tanne
Dankbar mit ihrem Schatten kühl!

Euch aber, die im Todesbande
Des Glücks vergessen, wie der Pein,
Will ich im Erdbett fremder Lande
Ein treuer, starker Hüter sein.

Will Eure Ruhe überbauschen
Mit Ästen, die kein Sturm geknickt;
Und will in Eurem Schlummer rauschen
Den Gruß, den Euch die Heimat schickt.

Aus: „Die Brücken zum Sieg“, Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin.

Kreuz Christi als Banner trug, ihnen gepredigt und über sie das Zeichen des Kreuzes gemacht, nach welchem sie sich in die vier Richtungen der Welt verteilt hatten, also auch die Predigt vom Kreuz, von dem heiligen Franziskus erneut, nun durch ihn und seine Brüder durch die ganze Welt getragen werden sollte. Die Brüder aber haben, gleich den Vögeln, nichts zu eigen auf dieser Erde und stellen allein in Gottes Vorsehung ihr Leben.

Dr. Otto Reichel / DAS ÄLTESTE DEUTSCHE WEIHNACHTSSPIEL.

In größerer Zahl treten Schauspiele in deutscher Sprache erst im 14. und 15. Jahrhundert hervor, ihrem Ursprung nach scharf geschieden in geistliche und weltliche. Während die letzteren aus der primitiven Volksbelustigung, zumeist aus der dialogisierten Spielmannsdichtung und dem Fastnachtscherz hervorgegangen sind, erwachsen die geistlichen Dramen aus den gottesdienstlichen Festgebräuchen der christlichen Kirche, indem der Liturgie der hohen Feste in Rede und Gegenrede vorgetragen und durch Einschaltung von Hymnen und Psalmen szenisch erweitert wurde. Die ältesten Anfänge dieser Art knüpfen sich an das Evangelium des ältesten Kirchenfestes, des Osterfestes an. In der Heilsgeschichte rückwärts gehend wurde die Passion dem Osterspiel vorangestellt und allmählich derartig erweitert, daß sie sich in den Passionsspielen als eigenes Schauspiel absonderte.

Erst später erfuhr auch das Weihnachtsevangelium die Erweiterung zur Weihnachtsfeier und durch noch weitergehende Ausgestaltung zum Weihnachtsspiel. Es setzt sich der evangelischen Darstellung folgend in der Hauptsache aus den drei einzelnen Festfeiern zusammen: die Anbetung der Hirten (*officium pastorum*), die Klage um die Ermordung der unschuldigen Kindlein zu Bethlehem (orlto Rachelis, d. h. Rachel klagt als Vertreterin der Mütter um die auf Herodes Geheiß umgebrachten Kinder) und die Anbetung der drei Weisen, später der drei Könige aus dem Morgenlande (*officium magorum*). Spätere Generationen spannen das Spiel noch weiter aus, indem sie die Flucht nach Ägypten miteinbezogen. Wie das deutsche geistliche Drama durchwegs, so ist auch das deutsche Weihnachtsspiel aus dem lateinischen Weihnachtsspiel hervorgegangen, von dem noch drei erhalten sind. Entsprechend dem höheren Bildungsgrade der Darsteller und Zuschauer, die sich aus den der lateinischen Sprache kundigen Geistlichen und gebildeten Laien zusammensetzten, steht das lateinische Weihnachtsspiel auf einer weit höheren geistigen Stufe als seine deutsche Fassung. In breiten Disputationen ist die ganze scholastisch-kirchliche Gelehrsamkeit eingeflochten und drängt die Heilsgeschichte selbst nahezu in den Hintergrund. Das gilt vor allem von dem größten noch erhaltenen, dem BENEDIKTBEURER Weihnachtsspiel, in dem vier Propheten des Alten Testaments, geführt durch die gewaltige kirchliche Autorität des Augustinus, mit den gelehrten Vertretern des Judentums über das Dogma von der Geburt Christi streiten und die heiligen drei Könige das ganze astronomische Wissen der damaligen Zeit entwickeln.

Vollkommen verschieden davon ist das deutsche Weihnachtsspiel. Die älteste Fassung, die unserer Zeit noch überkommen ist, stammt aus dem 15. oder dem Anfang des 16. Jahrhunderts und dürfte in HESSEN, wahrscheinlich in ALSFELD zuerst gespielt worden sein. Die schon kurze Zeit später im ganzen deutschen Sprachgebiet nachzuweisenden Weihnachts- und Krippenspiele dürften sich seiner als Vorwurf bedient haben. Wie schon erwähnt, kann beim Drama des Mittelalters die Scheidung zwischen geistliches und weltliches Schauspiel nur nach dem Ursprung gemacht werden, denn die Fassung selbst — die lateinische wie die deutsche — bringt soviel weltliche Zutaten, daß das religiöse Moment stark zurücktritt und das Spiel allmählich mehr der Unterhaltung als der Erbauung zu dienen scheint. Für das lateinische Spiel mit seinen langatmigen wissenschaftlichen und scholastisch-theologischen Erörterungen trifft das ohne weiteres zu. Man geht aber entschieden zu weit, wenn man die deutsche Fassung und vor allem das hessische Spiel wegen der eingeflochtenen, dem volkstümlichen Charakter Rechnung tragenden derben Späße und komischen Szenen mehr als Posse, denn als erbauende Vorführung auffassen will. Im Gegenteil leuchtet aus dem ganzen Spiel ein so tiefinniges reines Mitleben der heiligen Geschichte, das durch die spaßhaften Einschaltungen wohl zeitweilig abgelenkt, keineswegs aber unterdrückt werden konnte. Vielmehr als wie eine nur historische Begebenheit der Glaubensgeschichte, die sich vor langer Zeit an fremdem Orte zugetragen hat, wirkt es auf den Zuschauer, daß hier ein Ausschnitt der heiligen Geschichte, in seinen Vorstellungskreis gerückt, sich vor seinen Augen abspielt. So wie es der heiligen Familie ergangen ist, so ergeht es noch heute jeder armen Familie, die unter solchen Umständen in einem fremden Ort Unterkunft sucht. Kein Gastwirt, der etwas auf den Ruf seines Hauses hält, wird ein solch hergelaufenes Paar aufnehmen, sondern wird ihm vielleicht mit recht derben Worten die Türe weisen. Und ist der Pflugevater des Jesukindes auch ein wunderkräftiger Heiliger geworden, so schließt das doch nicht aus, daß er sich auf der Suche nach Windeln mit Mägden herumgeprügelt hat. Die Wirtsmägde im heiligen Land zur Zeit der Geburt des Herrn waren sicherlich nicht zartfühliger als die von heute und um wieviel lieber wendet man sich mit

Ja, das ist das richtige Wort: Lieb sind diese Märkte in der Weihnachtsvorzeit, selbst Feste vor dem Fest!

Und ehern über das frohbewegte geschäftige Treiben schallen vom Münsterturm hallend und feierlich die Glocken, in denen schon die Ahnung des nahen heiligen Tages selig erklingt und das hehre Wort, das immer siegreich bleibt: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ K.

AUS DEN BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZ VON ASSISI / WIE DER HEILIGE FRANZISKUS DEN VÖGELN PREDIGTE UND DEN SCHWALBEN RUHE GEBOT.



Nicht lange nach seiner Bekehrung machte sich nach Gottes Geheiß St. Franziskus auf, im Lande zu predigen. Und er nahm sich zu Gefährten Bruder Masseo und Bruder Agnolo, beides heilige Männer. Wie sie nun erfüllten Geistes dahinwanderten, ohne auf Weg und Sieg zu achten, kamen sie an eine Burg, Savurniano mit Namen. Da begann der heilige Franziskus zu predigen. Zuvor aber gebot er den Schwalben, welche zwitscherten, sie sollten Ruhe halten, bis er seine Predigt geendigt hätte. Und die Schwalben gehorchten ihm. Er aber predigte mit solch hinreißendem Feuer, daß alle Männer und Frauen des Burgfleckens ihm nachfolgten und den Ort verlassen wollten. Doch ließ dies der heilige Franziskus nicht zu, sondern sprach zu ihnen: „Habt es nicht so eilig hier fortzuziehen; denn ich werde Euch aufgeben, was ihr zum Heil eurer Seelen zu tun habt.“ Und seitdem dachte er daran, den dritten Orden zu schaffen zum allgemeinen Heil aller Menschen. So verließ er sie mit seinem Trost und wohl vorbereitet zur Buße, machte sich auf und kam in die Gegend zwischen

Canaio und Bevagno. Wie er so in Inbrunst weiter zog, erhob er seinen Blick und sah auf den Bäumen zur Seite des Weges eine schier unermessliche Schar von Vögeln sitzen. Darüber wunderte er sich und sagte zu seinen Genossen: „Wartet hier am Wege auf mich; ich will meinen Geschwistern, den Vögeln predigen. Und er trat aufs Feld hinaus und begann den Vögeln zu predigen, welche auf der Erde saßen. Aber sogleich kamen die, welche auf den Bäumen saßen, zu ihm herangeflogen, und alle verharrten unbeweglich, während der heilige Franziskus seine Predigt beendete. Und auch dann flogen sie nicht eher davon, als bis er ihnen seinen Segen erteilt hatte. Er aber wandelte, wie später Bruder Masseo dem Bruder Jacob von Massa erzählte, zwischen ihnen umher und streifte sie mit seiner Kutte, ohne daß sich einer rührte.

Die Predigt aber lautete: „Vögel, ihr meine lieben Geschwister, seht verbunden seid ihr Gott, eurem Schöpfer, und sollt immer und allorts sein Lob singen. Denn er hat euch die Freiheit gegeben, zu fliegen wohin ihr wollt, und euch ein doppelt und dreifaches Kleid verliehen. Er hat euren Samen in der Arche Noahs verwahrt, daß eurer nicht weniger würden. Dankbar müßt ihr ihm sein für das Element der Luft, das er euch zuwies. Ihr säet nicht und erntet nicht und Gott ernährt euch doch, gibt euch Flüsse und Quellen, daraus zu trinken; gibt euch Berge und Täler zu eurer Zuflucht; hohe Bäume, eure Nester darin zu bauen; und o ihr auch nicht zu spinnen und nähen wißt, Gott kleidet euch und eure Jungen. Wie sehr also liebt euch euer Schöpfer, daß er euch soviel Gutes erweist? Hütet euch also, ihr meine Geschwister, vor der Sünde der Undankbarkeit und befließt euch alle Zeit, Gott zu loben.“

Bei diesen Worten des heiligen Franziskus begannen alle die Vögel die Schnäbel zu öffnen, die Häuse zu recken, die Flügel zu schlagen und ehrerbietig die Köpfe zur Erde zu neigen, und so mit Gebärden und Gesang zu bezeugen, wie große Freude ihnen der heilige Vater bereitete. An ihnen aber hatte der heilige Franziskus sein Ergötzen und sein Wohlgefallen und sah staunend die Menge der Vögel, ihre schöne Mannigfaltigkeit und Zutraulichkeit. Und für das alles pries er ihnen voll Andacht den Schöpfer. Als schließlich die Predigt zu Ende war, schlug St. Franziskus das Zeichen des Kreuzes über sie und gab ihnen Urlaub, davonzufiegen. Da erhoben sich alle die Vögel in die Luft mit wunderbarem Gesang. Dann teilten sie sich nach den Richtungen des Kreuzes, das Franziskus über sie gemacht, in vier Schwärme; und der eine flog nach Sonnenaufgang, der andere nach Untergang, der dritte nach Mittag, der vierte nach Mitternacht. Und jede Schar sang ein wunderbares Lied auf ihrem Fluge. Damit kündeten sie, daß, wie Franziskus, der das

Er und ein (plötzlich anwesender) Knecht wiegen das Kindlein und singen. Aber auch das Jesukind selbst hebt zu singen an und freut sich über seine Geburt. Die folgenden 22 Verse, die Maria in den Mund gelegt sind: Frauwet uch mit mir, er liben kinde, gehören zu den innigsten Äußerungen von Glück und Stolz, die je ein kindlicher Glaube der Gottesgebärerin in den Mund gelegt hat und ihre tiefe Empfindung steht turmhoch über den gelehrten kalten Disputen der lateinischen Fassung. Das gleiche gilt von dem nicht endenwollenden Jubel, den die Geburt des Weltheilands auslöst. Während er im Benediktbeurer Spiel vollkommen fehlt, genügen dem hessischen Verfasser nicht die Lobgesänge der Eltern, Engel und Hirten, sondern er führt noch fünf Cantores und fünf Mädchen ein, die die Ankunft des Welterlösers, das göttliche Kind und seine Mutter in langen Gesängen feiern. Aber nirgends langatmig, wirken sie durch ihre gläubige tiefinnerliche Freude, die herzensfroh verschiedene Lobgesänge mit der Aufforderung schließt: Wir wollen singen und fröhlich um die Wiege springen. Auch das Jesukind kommt dabei wieder zu Wort. Wie bei der folgenden Anbetung der Hirten, so zeigt es sich auch hierbei, wie schwer es für die einfache Denkweise der damaligen Zeit war, die Einbildungskraft zeitweilig über das Wissen zu stellen, denn das Jesukind offenbart sofort seine göttliche Kenntnis der Zukunft:

Eya, eya, Maria liebe mutter myn:
sal ich von den Joden liten grosze pin!

Eia, Eia, Maria meine liebe Mutter
Werde ich durch die Juden große Pein erleiden.

Was dem Zuschauer aus dem Glaubensbekenntnis bekannt ist, weiß natürlich auch die Maria des Spieles und so antwortet sie:

Swige, libes kindelin Jhesu Crist:
beweyn diner marteil nicht zu disszer frist!

Schweige liebes Kindlein, Jesu Christ,
Beweine jetzt nicht deine Marter!

Auch die Hirten zeigen sich nach der kurzen Ankündigung des Engels im Besitz der ganzen Glaubenswahrheiten und tragen, nachdem sie den Stall gefunden haben, dem Jesukind ihre recht bescheidenen Wünsche vor, im festen Glauben an seine göttliche Macht, sie zu erfüllen. Eine rührende Einfachheit und Schlichtheit spricht aus ihrer Anbetung, so aus den Worten des ersten Hirten:

Gegrusset sistu kindelin!
und auch Maria die mutter sin,
die aller werlt eyn trosterin ist!
gegrusset sistu, Jhesu Crist:
ich bitte dich dorch dy namen drij,
das du uns machest von wolffen fri,
dy dij schoff enwegk tragen
das ich nicht dorffe nachziagen!
ouch wil ich dich sere bitten,
das du uns an der liten
lest wasszen die weide,
das wir obir die heide
nicht als ver durffen triben:

Gegrübet seist du, Kindlein!
Und auch Maria die Mutter dein,
Die allen Menschen eine Trösterin ist!
Gegrübet seist du, Jesu Christ!
Ich bitte dich um der drei Namen willen,
Daß du uns befreiest von den Wölfen,
Die die Schafe wegtragen
Damit ich nicht nachzujagen brauche!
Auch bitte ich dich innigst,
Daß du am Bergabhang
Die Weide wachsen läßt,
Damit wir auf die Heide
Nicht allzu weit treiben müssen.

Nach dem Abgang der Hirten beklagt Joseph des längeren die drückende Armut, in der sie sich befinden, und singt das Kindlein in den Schlaf. Diese Szene bildet den Übergang zu dem äußerst derben Streit mit den Mägden, in dessen Verlauf Joseph fürchterlich verhauen wird, bis sich die Mägde nach einigen anzüglichen obszönen Bemerkungen selbst in die Haare geraten und von Joseph wieder getrennt werden. Auch die groben Gastwirte vom Beginn des Spieles treten in dieser Szene nochmals auf, die mit dem neuanhebenden Lobgesang der Engel kurz abbricht. Wohl schon die damalige Zeit empfand ihre Derbheit störend und so wurde sie durch eine sittsamere aber farblosere Umdichtung ersetzt. Ihr Verfasser aber gab sich damit nicht zufrieden, sondern hing dem Spiel noch eine Teufelsszene an. Die Teufel geraten über das Erscheinen Christi in Besorgnis und Luzifer, Sathanas, Beelzebuck, Belial, Machadantz und Krantzlin beraten in durchaus possenhafter Art, wie sie das Erlösungswerk verhindern könnten, ohne aber zu einem Resultat zu kommen. Wiederum vollkommen unvermittelt tritt darauf ein Engel auf, der Joseph davon erzählt, daß Herodes alle Kinder unter sieben Jahren töten lasse und ihm befiehlt, nach „Egiphtenlant“ zu ziehen. Joseph kommt diesem Befehle nach mit Klagen und Murren und in einer Art unj Weise, die uns für den Pflegevater des Jesukindes und späteren Heiligen durchaus unpassend erscheinen muß, indem er weniger auf die Rettung des Kindes bedacht ist, sondern vielmehr zu Maria äußert:

Nu woluff und volge mir:
mir woln geen zu dem guden bier!

Nun wohlauf und folge mir!
Wir wollen gehen zum guten Bier.

Lucifer, der Teufel, schließt als Epilogus das Spiel:

Hy hat dit spel eyn ende!
Hutt üch vor Lucifer und synen gesellen, dasz sy uch nicht
schenden!

Hier hat dies Spiel ein Ende!
Hütet euch vor Luzifer und seinen Gesellen, damit ihr
durch sie nicht in Schande kommt!

und sult nu heym gan
und dasz nüe jar frohlich entphan!
Wille got, dasz mir unsz über eyn jar mochten gesünt hy
fyngen,
szo wollen mir aber frolich syngen und springen!

Und sollt heimgehen
Und das neue Jahr fröhlich empfangen!
Wolle Gott, daß wir uns über ein Jahr gesund hier
wieder treffen,
Dann wollen wir fröhlich singen und tanzen!

seinem Anliegen an einen Heiligen, der von den alltäglichen Nöten des Lebens so gründlich Bescheid weiß. Wird diese Alltäglichkeit des Lebens ohne Rücksicht auf den heiligen Stoff derb realistisch behandelt, so sind dem naiven Publikum die ganzen Glaubenssätze für die Spielaufführung selbstverständliche Voraussetzung und es erscheint ihm durchaus nicht befremdend oder störend, daß der Kaumgeborene singt und spricht und von seiner Bedeutung und Machtfülle ebenso überzeugt ist, wie alle um ihn. So kann auch die Fabel des Spieles ruhig unberücksichtigt bleiben und der Fortgang der Handlung braucht nicht erwähnt zu werden, denn sie ist jedem Zuschauer von vornherein bekannt. Plötzlich ist irgendeine Person da und deutet durch ihre Anwesenheit darauf hin, daß dies und das sich bereits abgespielt und den Ort der Handlung gewechselt hat. Trotz dieses mit so primitiven Mitteln erreichten dramatischen Aufbaues zeigt das älteste deutsche Weihnachtsspiel doch weit mehr Handlung als zum Beispiel die lateinische Benediktbeurer Fassung, in der jedes Fortschreiten der Handlung durch die unverhältnismäßig langen Einschaltungen erdrückt wird. Das Spiel eröffnet ein Sprecher, der kurz erzählt, wovon das Spiel handeln soll; dann setzt sofort die Handlung ein mit der Verkündigung des Erzengels Gabriel an Maria. Obwohl sie dem Engel antwortet

Engel gotes, wie wirt isz irgen,
addir wie wirt isz geschenn,
adir wie sal is zcugan,
das ich sal enphann,
wenn mir zu keyner stundt
mansnam ist worden kunt?
wie mag isz dan geschen abir gesyn,
das ich geber eyn kindlein?

Engel Gottes, wie wird es sich ereignen
oder wie wird es geschehen,
oder wie soll es zugehen,
daß ich empfangen,
da ich noch niemals
einen Mann kennen gelernt habe?
Wie kann es denn geschehen oder sein,
Daß ich ein Kindlein gebäre?

ist sofort nach dem Verschwinden Gabriels Joseph zugegen, ist der Verlobte Mariens, weiß von ihrer Schwangerschaft und steht im Begriffe, sie zu verlassen:

Neyn, ich blibe hie nicht!
an dir ist geschen eyn geschicht!
des wirstu haben schande,
wo man isz irvert in dem lande!

Nein, ich bleibe nicht bei dir!
Mit dir ist etwas geschehen!
Davon wirst du Schande haben,
über die man im ganzen Lande redet!

Aber da erscheint der Erzengel wieder und bestimmt Joseph bei Maria zu bleiben, worauf Joseph sofort Maria seine Ergebenheit und Treue versichert, die ihn vollkommen unvermittelt bittet, sich um ein Nachtquartier umzusehen. Das Warum und Wieso und die zeitliche und örtliche Trennung zu erwähnen, wird als überflüssig erachtet, denn dem Zuschauer ist aus der Heilsgeschichte bekannt, was er sich dazu zu denken hat, nämlich den Befehl des Augustus zu einer Volkszählung nach Stämmen und die dadurch veranlaßte Reise Josephs und Mariens von Nazareth nach Bethlechem. Wichtiger für den Zweck des Spieles, dem Zuschauer die heilige Geschichte in seinen Vorstellungskreis hineinzuprojizieren, ist es zu zeigen, wie Joseph auf der Suche nach einer Unterkunft auf Schwierigkeiten stößt, die jedem gewöhnlichen Sterblichen unter diesen Umständen auch begegnen würden. Schon ist ein Wirt da, der Arnold heißt, an den sich Joseph wendet:

Joseph dicit ad Arnoldum:

Her wirt, got gebe uch eynnen guten tagk,
und helff uns, der do wol gehelffen magk!
ich bitte uch dorch den willen syn,
das ir mich herberget mit der iungfrauwen myn!

Joseph spricht zu Arnold:

Herr Wirt, Gott gebe euch einen guten Tag
Und helfe uns, der helfen kann!
Ich bitte euch um seinetwillen
Mich und meine Jungfrau zu beherbergen.

Arnoldus dicit:

Wol hin, zu aldir pultener!
ich wil andersz dir dy lenden smeren!
du sprichst, se sy eyn mait zart,
und se wirt eyn kint han uff der fart?
wie darstu alszo ligen
und wilt dye werlt betriegen?
ich wil uch herbergin keyne nacht:
dasz hot dyn logenhafftiger munt gemacht!

Arnold spricht:

Pack dich, du alter Landstreicher!
Sonst salbe ich dir die Lenden (prügele dich durch)!
Du sagst, sie sei ein zartes Mägdlein
Und dabei wird sie auf der Stelle ein Kind kriegen?
Wie wagst du so zu lügen
Und willst alle Leute betriegen?
Keine Nacht will ich euch beherbergen:
Daran ist dein lügenhafter Mund schuld!

Auch bei einem zweiten Wirt, Czulrich, hat Joseph nicht mehr Glück und er bricht in lautes Klagen aus, während sich Maria voll froher Zuversicht zeigt. Endlich entschließt er sich in einem Stalle Unterschlupf zu suchen. Daß es ein Stall ist, muß der Zuschauer zunächst von sich aus wissen, denn Joseph schlägt nur vor:

szo tzehen mir in dasz gemeyne husz,
da tribet uns nymmant usz!

So ziehen wir in das gewöhnliche Haus,
Da treibt uns niemand heraus!

Dort gebiert Maria. Der Text des Spieles begnügt sich mit dem lateinischen: TUNC MARIA PARIT PUERUM und fährt fort angeli cantant: Gloria in excelsis deo —; es muß aber angenommen werden, daß der naive Sinn der damaligen Zeit sich vor einer realistischen Andeutung keineswegs scheute, wettert doch schon Gerhoh von Reichersberg (um 1120) gewaltig gegen die Einweihung der Kirchen durch die Darstellung der Maria als „Kinobetterin“ und des schreienden Christkinds. Mitten in dem Lobgesang der Engel bringt Joseph eine Wiege, unbekümmert darum, daß später die Engel singen:

Eyn kint geboren zu Bethleem —
hie liet er in dem krippelin —

Ein Kind geboren zu Bethlehem —
Dort liegt es in der Krippe —

läßt sogar unbekümmert, aber drum im tiefen Sinne wahr und bezeichnend, die Reichsfahne über dem begnadeten Hause flattern. Der heilige Joseph ist ein ehrsamere Zunftmeister in der Art des Hans Sachs, wohnt bald in einer Hütte, bald, ganz der Legende entgegen, in einem prächtigen Palast, eben wie der Maler sich seine Seele als Haus bereitet dachte zur Aufnahme des Göttlichen, demütig, als zerfallene Hütte oder als schimmernde Halle, geschmückt und mit Guirlanden bekränzt im heiligen Feuer der Erwartung. Demütig ist Meister Franke, aber die armen Wände versinken hinter dem bestickten Glorienteppich der Sterne. Alles versinkt; ist beiseitegestellt vor dem Mysterium der Mutter mit dem Kinde. Wohl hat die Wirklichkeit einen Abglanz in seiner kinderreinen Empfindung gelassen, aber auch sie ist in ihrem Rest veredelt.

Herrlich groß und überstrahlt, doch auch demütig anbetend mit „Dominus meus et deus meus“ kniet die Mutter vor dem Kinde, das Kleinod ist und Mittelpunkt. Sorglich halten drei Englein ein Tuch zum Schutz gegen wehenden Wind. Demütig ist Meister Franke und deshalb wird ihm auch offenbar, daß Gott selber von oben hereinschaut und die Sonne um sich hat, die der Wolken Ränder mit Gold verbrämt. Demütig ist er und versonnen und glücklich in seiner Einfachheit und allen Reichtums voll, himmelwärts von seinem gotischen Gefühl emporgetragen. Er denkt nicht daran, den Raum gestalten zu wollen, in die Tiefe der Flächen zu gehen. Linear, fast ornamental malt er seine Figuren — sie sollen ja auch nicht Leben sein, sondern Bild des inneren Glühens des Geistes im Rhythmus.

Bei Späteren, bei Lochner, bei Witz, bei Multscher bleibt es immer die Linie, auf die die Werte der Farbe und des Lichts aufgebaut sind, damit die Harmonie des inneren Ausdruckes in der Melodie der bewegten Oberfläche zur höchsten Steigerung gelangt. Nichts bedeutet diesen Malern die Anatomie des Körpers, die Schönheit des Aktes, die Nacktheit liegt ihnen fern; faltige Gewänder, teils in weich dahinflutendem Fluß, wiederum sich bauschend, knitternd, flächig in scharfer Kontur gegeneinander abgesetzt, dienen ihnen dazu, die gewaltige Sphärenmusik, deren ihr innerliches Schauen teilhaftig ist, zu verbildlichen. So kommen sie zur Komposition der verwandten Werte miteinander und werden damit immer sprechender, immer mehr sich bestrebend, den Beschauer in den Bannkreis ihres Erlebens zu ziehen, ihn teilnehmen zu lassen an dem überquellenden Glück ihrer Seele. Eindringlich spricht Schongauers Bild von der Anbetung des Kindes zu uns. Jegliche Kreatur soll des geliebten Gottes teilhaftig werden, die Hirten und die sanften Ochsen und Esel, und die Landschaft mit Bäumen und Fluß, die dort hinten aufsteigt, und der helle freudig verklärte Himmel, der sich durch die Dachsparren drängt. Vorsänger will Schongauer sein, der „die singenden Gesellen reizet, fröhlich zu singen und ihre Herzen zu Gott aufzubieten.“

Mählich biegt sich so der Kreis. Aus der reinsten Verzückung, der fernsten Weltabgewandtheit kehren sie zurück zu den einfachen Dingen der Wirklichkeit, stoßen sich nicht mehr an der Kantigkeit der äußeren Form, genießen sie reinen Herzens mit höherer Empfindung.

„Himmel oben, Himmel unten, Äther oben, Äther unten.“

All das oben, all das unten, alles nimm und freue Dich!“

Wolgemut erlebt sein Mysterium mitten im Alltagsbild einer Stadt, wo auf den Straßen die Menschen ihren Geschäften nachgehen, und alles ist wie sonst. Doch Engel jubilierten um das selige Paar, fern aus dem Jenseits kommend und darum rein linear, alles Körperlichen entbunden, umrissen, derweil auf der Schwelle ganz naturalistisch aufgefaßte Werkgestalten noch nicht wagen, völlig in das Bild hereinzutreten, es mit ihrer Körperlichkeit zu überschatten.

Diese Schwelle zu überschreiten, war dem Einfluß alles überströmender Kulturwellen vorbehalten, die aus Italien und Holland, losbrechend in hemmungsloser Strömung die deutsche Eigenkunst überfluteten und sie dem großen Meer der Renaissance zuführten, mit dem sie von da an bis in die neueste Zeit verbunden sein sollte.

Dürer war der Größte, war der Bestimmendste, der die deutsche Empfindung diesem ungeheuren Weltgefühl einverleiben sollte. In ihm trat das Denken neben das Fühlen als gleichberechtigt, ja fast schon überragend auf. Aus dem Grund seines Empfindens holt er das Erlebnis herauf zur Betrachtung in die rationale Klarheit des Denkens; er gestaltet, bewußt den Raum, nimmt von der Perspektive Besitz, ringt um das Bewußtsein des Körpers bis auf das Knochengerüst und ist trotzdem noch — wenn auch schon verschleiert — der ganzen großen reinen Empfindung an sich teilhaftig. In der Anbetung der Könige kommt dieses neue Weltgefühl klar zum Ausdruck. Nicht mehr sind diese Könige Gestaltungen fernschwebender Empfindungen, nein, bewußt treten sie im Gewand fremder Kulturen auf; die Weisen aus dem Morgenlande als Vertreter verschiedener Erkenntnisse, die sich in dem Einen einen wollen und ihm fremde kostbare Gaben zu Füßen legen.

Mitgerissen von dem ungeheuren Reichtum des Erreichten, blindlings den Spuren Dürers folgend, der sich verzehrender Sehnsucht voll mit ausgebreiteten Armen der neuen Sonne zuwandte, ließen sich alle anderen von dem Strome hinwegtragen zu fremden Zielen. In neuester Zeit erst finden sie mühsam den Weg zurück über steinigte Flächen und durch Dornestrüpp zum verlorenen Paradies der eigensten inneren Heimat.

Der Geschmack von heute wird kaum imstande sein, für das älteste Weihnachtsspiel in deutscher Sprache etwas mehr als literarhistorisches Interesse aufzubringen, und ein Bühnenleiter, der es heute wagen würde, ein Schauspiel aufzuführen, das eine derartige Verquickung einer heiligen Legende mit den derbsten Possen darstellt, würde unweigerlich dem § 166 des Strafgesetzbuches verfallen. Und doch. — Bringt man es fertig durch die Schlacken der Zutaten hindurch, die für das primitive Fassungsvermögen des Volkes damaliger Zeit nötig waren, um ihm die Heilsgeschichte in seinen Vorstellungskreis zu rücken, den Kern des Spieles zu erfassen, so wird man nicht ohne Rührung dieser schwachmenschlichen und dabei so kindlichgläubigen und tiefinnerlichen Erfassung des Weihnachtsmysteriums gegenüberstehen.

Alfred W. Kames / DAS MYSTERIUM DER GEBURT IN DER ALTDEUTSCHEN MALEREI.

In der Kunst kommt es nicht darauf an, daß etwas „richtig“, sondern, daß es gefühlt ist. Das Streben der Seele nach dem Wahren ist oft gegensätzlich der Wahrheit der durch das Leibliche vermittelnden Eindrücke. Das Sehen des Auges resultiert aus Wissen, Berechnung, Gewöhnung oder Übereinkunft, ist eine Angelegenheit der Majorität. Das Sehen der Seele ist ein begnadetes Geschenk dem Einzelnen gegeben; vom andern erschauernd nachempfunden möglich, immer aber erhaben über das Objekt. Altdeutsche Mystiker fassen dies in ihre Worte, wie Suso:

„Der Sinne Untergang ist der Wahrheit Aufgang“, und Eckhart: „Der Geist muß übertreten Ding und Dinglichkeit, Form und Formlichkeit, Wesen und Wesentlichkeit, dann wird in ihm offenbart das Werk der Seligkeit“.

Altdeutsche Maler ringen mit dem ganzen heißen Hunger des Empfindens, das von ihrer Seele erschaute Gesicht wiederzugeben mit dem ihnen geeigneten Mittel der Verwandlung in Farbe und Linie. Als reichstes Symbol ihres geistigen Erlebnisses kehrt immer und immer wieder ein Motiv — das Mysterium der Geburt des Heilands, empfangen von der reinen Jungfrau, dessen Vater der Gott im Himmel ist, dem Anfang nicht war und dessen Ende nicht sein wird.

Sie ringen ja nicht um Religiös-Dogmatisches — das als Anlaß, als Bild der unterbewußten Strömung sicherlich auch zwingend (und damit wiederum zugleich „das Eigentliche“ verschleiern) in ihr Bewußtsein tritt, — sie ringen um ihres Inneren Innerstes! Ungreifbares zu greifen suchen sie, sie wollen „Gott fassen in seiner Tiefe.“ Und schürfen in sich hinein ins innerste Gefühl, und im visionären Rausch pressen sie heraus, was in ihnen lodert.

Wohl wollen auch sie Verkünder sein, mitreißen, mitfühlen machen, ihren Reichtum ausstreuen unter die Geschöpfe, deren Leib erdgebunden ist, wie ihr eigener. Führer wollen auch sie sein ihren Mitmenschen hinauf auf die Leiter, die Jakob sah und um derer willen er mit dem Engel rang, damit auch sie Gott von Angesicht sähen und ihre Seele genese. Suso sagt: „Ich nahm vor meinem inneren Auge mich selber nach allem, was ich bin, mit Leib, Seele und allen meinen Kräften und stellte um mich alle Kreatur, die Gott je schuf im Himmelreich, im Erdreich und in allen Elementen, und wünschte, daß deren ein jegliches hätte ein süß aufdringendes Saitenspiel, wohlbereitet aus meines Herzens innerstem Saft und also aufklingend ein neues hochgemutes Lob brachte dem geminneten zarten Gott, von Ende zu Ende. Und dann in einer begierlichen Weise zerdehnten und zerbreiteten sich die minnereichen Arme der Seele gegen der unsäglichen Zahl aller Kreaturen, und war meine Meinung, sie alle fruchtbar darin zu machen, recht so wie ein freier wohlgemuter Vorsänger, die singenden Gesellen reizet, fröhlich zu singen und ihre Herzen zu Gott aufzubieten. Sursum corda!“

Man hat das Aufwärtstreben gotischer Dome oft ein steinernes „Sursum corda“ genannt; sie sind es wahrlich, und aus allen Kunstwerken des frühen Mittelalters rauscht dieser dringliche Ruf auf: „Erhebet eure Herzen!“

Wollen die Künstler dieser Zeit so auf ihre Mitwelt wirken, ist es ihnen heiliger Ernst mit ihrer Aufgabe, so schaffen sie dennoch keineswegs um des Zweckes willen. Ihr Werk ist Selbstzweck; geboren, geworden, zwingend aufgestiegen vom dunklen Grund ihrer Seele — es ist in sie gelegt wie ein Mysterium, wie der Jungfrau die Verkündigung ward, und sie wissen, daß sie müssen, wie Ekhard predigen mußte, und sei es „wenn niemand zugegen gewesen, vor den Opferstöcken“.

Gleich, wie sie aus innerstem Zwang heraus schaffen müssen, so unumstößlich fest ist ihnen auch das Bewußtsein eingeprägt, daß sich das Mysterium in ihrer Brust in seinem ganzen Wunder wiederholt hat. Was kümmert sie die Historie, das Geschichtliche der vergangenen Zeit? Sie wollen ja keine Illustration zu einer Erzählung geben, nicht Vergangenes wieder heraufbeschwören, nein, ihr gegenwärtiges Erleben ist es, dem sie Form und Wirkung verleihen. So haben die Gestalten, die sie malen, die Gesichter, das Gehaben der Menschen ihrer Zeit, tragen ihre Kleidung, wandeln in ihren Gefilden und Bethlehem ist eine kleine altdeutsche Stadt, die Giebel und Erker hat und mit Eichen bepflanzt ist und von einem nordischen Himmel überwölbt. Multcher malt die Geburt und



Dr. Otto Reichel / SCHENKENDORF ...

Zur 100. Wiederkehr seines Todestages.

11. DEZEMBER 1817.

Weißt du, mein Max, wie aus dem Ringen
Der Zeit mir steigt empor dein Bild?
Wie das des alten Berlichingen:
Stark, edelstämmig, freudig mild.
Die Hand, wie ihm, dir lahm geschossen,
In einem viel zu frühen Kampf,
Doch beid' ihr kühn, der Schlacht Genossen,
Bei Roßgewieh'r und Pulverdampf.

de la Motte Fouqué.

Als die dumpfe Schwüle der Julitage 1914 sich zu Anfang August in dem mächtigen Gewitter der Kriegserklärungen entlud und über das ganze deutsche Volk das vaterländische Empfinden wie ein mächtiger Sturm dahinbrauste, da weckte die Begeisterung die alten Lieder wieder auf, die mehr als ein Jahrhundert früher unter den gleichen Umständen geklungen haben, die

Lieder der Freiheitsdichter Körner, Arndt und Schenkendorf. Was sie einst in den Tagen höchster Not ihrem Volke zugerufen haben, es aus tiefster politischer Erniedrigung zur reinigenden Tat der nationalen Erhebung anspornend, das drängte sich auf die Lippen derer, die hinauszogen in Kampf und Tod, das war der heilige Trost derer, die zuhause geblieben waren in banger Sorge um ein treues Leben, das sich dem Eisenhagel der feindlichen Geschosse entgegenwarf. Max von Schenkendorf. — Man hatte den Namen von der Schule her im Gedächtnis, erinnerte sich vielleicht noch an das eine oder andere Lied, im übrigen aber lag die Welt, die seine Lieder sang, mit ihrer Begeisterung und ihrer verträumten Romantik, so weit zurück. Man hatte doch so viel zu lesen und in sich aufzunehmen, stand selbst mitten im Streite der Meinungen, wo hätte man da die Zeit gefunder, die alten vergilbten Bändchen mit ihrem leichten Modergeruch und den vielen Rostflecken zur Hand zu nehmen. Jetzt aber griff die Hand darnach. Und gleich hing das Auge an den Zeilen „Auf Scharnhorsts Tod“:

„Grüß euch Gott, ihr teuren Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unser Volk ist aufgewacht.

Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden,
Aus der heil'gen Opferschlacht.“

War das nicht gestern geschrieben, ausgelöst von dem ehrfurchtsvollen Schauer, mit dem man den ersten ins Feld rückenden Truppen das Geleit gab? Und sie selbst, die mit dem eisernen Siegerwillen den bedrohten Grenzen zustrebten, war das nicht ihr eigener Schwur, das eigene Gelübde, das sie sich in schwerer Abschiedsstunde von Heimat und Lieben abgelegt hatten?

Ob tausend uns zur Rechten,
Zehntausend uns zur Linken,
Ob alle Brüder sinken,
Wir wollen ehrlich fechten.

Zur Rechten nicht, noch Linken,
Gen Himmel ist zu schauen
Und mutig einzuhaun,
Wo Feindeswaffen blinken.

Der Kaiser hatte gerufen und keiner war zurückgeblieben, der die Waffe tragen konnte. Aus Nord und Süd und weit über das Meer waren sie zu den Fahnen geeilt und in wenigen Tagen war aus den Hörsälen der Universitäten und den Schulzimmern der obern Klassen der Mittelschulen ein Heer von einundeinehalbe Million Freiwilliger zusammen geströmt. Ein Volk in Waffen stand ganz Deutschland da, weggewischt alle Stammesunterschiede und alles Parteigezänk. 1813 hatte Schenkendorf am Fuße des Wittelsbacher Stammschlosses den Bayern zugerufen:

Bayerland, o Land der Stärke,
Alles Schönen heil'ger Herd,
Bist wohl bessrer Ehren wert,
Darfst nicht fehlen bei dem Werke.

Hast zum Kaiser treu gehalten,
Starker Arm und weiser Rat,
Wieder sproß die Drachensaat,
Komm dein altes Amt verwalten.



Meister Francke / Die Geburt Christi.

Nur einer, der einsam war und einsam blieb, ganz nur seiner Seele hingegeben, widerstand der hinreißenden Lockung, Mathes von Aschaffenburg, genannt Mathias Grünewald. In seinen Bildern ist das Letzte erreicht, zum Höchsten gesteigert das intuitive Erklammern des Geistigen, ist das Ungreifbare gegriffen. Alles an ihnen atmet Kampf, Zerrissensein, Gegensatz zu dem Umseienden, über allem liegt die tiefe Trauer dessen, der wußte, daß mit ihm eine Kultur ins Grab versank, deren Auferstehung – wenn sie auch noch so gewiß war – erst in Jahrhunderten würde sein können. Er schöpft aus dem Strom, den er vorbeigleiten läßt, alles was ihm heilsam scheint und geeignetes Mittel; er erkennt den Körper und seine Anatomie und überwindet sie wieder; kann den Raum gestalten und tut es, ihn zu zersprengen; faßt die Wirklichkeit mit Wissen und zerstrahlt sie wieder durch flammendes Gefühl. Alles ist fließend in seinen Werken gleich rauschender Musik, die Linien kreisen wirbelnd, doch bestimmten Gesetzen folgend, wie die Sonnen der Offenbarung; leuchtend blühen die Farben auf in einer brünstigen Symphonie; die Tafeln scheinen sich zu weiten, auseinandergesprengt zu werden durch die Glut der visionären Empfindung, die die nahe Auflösung ahnt. Mit tiefer Melancholie legt sich über sein Mysterium der Geburt diese Ahnung des Todes. Lächelt der Mund der Mutter selig beim Anblick des Kindes, so scheinen unter den herabgesunkenen Lidern schon die Tränen zu quellen, die seine vorbestimmte Passion beweinen. Diese Passion des Gottmenschen, deren eigenster Maler Grünewald wurde, die der Tragik angemessen war, die er miterlebend, im Innersten miterleidend, bezeugt und doch wieder visionär überwindet in seinem in die Jahrhunderte weisendem Bild der Auferstehung.

gegangen, den typischen Weg — allein als Individualmensch.

„... Sie verlangen eine biographische Notiz meines künstlerischen Werdeganges? Ich bin der Meinung, daß es auf das Individuum weniger ankommt, als auf die Sache. Jedoch wenn Sie es absolut für nötig erachten, dann in Gottes Namen! Also:

Familienstamm alt-aristokratisch — verarmte Linie.

Ich, mit Bettler auf einem Fuße, aus Gründen pathologischer Neigung meinerseits, immer zwei Groschen auszugeben, wenn ich nur einen in Besitztum habe. Wie rätselhaft der Fall jedoch immer erscheinen mag, es ist eine göttliche Vorsehung zum Guten, namentlich wenn wir den alten Spruch aus der Bibel in Betracht ziehen: ‚Ein Kamel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt.‘ Besuchte Seminar zu Bromberg und Volksschulen zu Berlin. Ging viel schwenzeln, kaufte auf den Obstkähnen auf der Spree im Winter für sechs Dreier angestoßene Äpfel und besuchte dann während der Schulzeit die Berliner Museen und mit Vorliebe die Nationalgalerie. Meine Schwenzeleien brachten es dann regelmäßig mit sich, daß von der Schule aus Beschwerdebriefe an meine Eltern einliefen und ich ebenso regelmäßig von väterlicher Seite einen tüchtigen Buckel Prügel davontrug. Dieses aber änderte an der Sache nichts, ich blieb unzähmbar und zog eigensinnig die Nationalgalerie der Schule vor. Ich bestand, auf meine Art und Weise in die Welt hineinzugucken. Mit zwölf Jahren wurde ich — nicht etwa aus Faulheit, denn meine Lehrer lobten mich meiner schnellen Auffassung sowie meines



Hingabe.



Die Kraft.

Fleißes wegen, bedauerten aber meinen unbändigen Sinn — aus der Volksschule in der Georgenkirchstraße, wo ich schon die erste Klasse erreicht hatte, dispensiert. Kam erst zu einem Tischler, dann zu einem Goldschmied, dann zu einem Schuster, dann zum Engros-Schlächter Hoffmann auf dem Viehhof in die Lehre, rückte aber überall aus. Ich wollte etwas, was ich selbst nicht wußte, denn nachdem ich — immer zur größten Zufriedenheit meiner Meister — Einblick von der Sache hatte, war dieselbe für mich erschöpft und meines Bleibens nicht länger. 1886 starb plötzlich meine Mutter, die beste, die je auf Gottes Erdboden existierte. Mein Vater heiratete von neuem, was ich ihm heute im reifen Alter vergebe, damals aber nicht verzeihen konnte und ich ging mit 17 Jahren in die Welt. Er hat niemals mehr etwas von mir gehört. — Es sind jetzt bald 32 Jahre.

Ich war in Rußland, Dänemark, Schweden, England, Belgien und das letzte Mal seit 1905 in Frankreich. Mein Leben erwarb ich wie ich konnte. Ich war Fischer in der Ostsee, Sackträger, Steinklopfer, Vorarbeiter bei Hoch- und Tiefbauten, Dachdecker, Asphaltleger, Eisendreher, Zuckerrübenarbeiter, Zeitungs-

Aber es gab ja keine Bayern, keine Sachsen und Preußen mehr. Ein großes deutsches Volk stand diesmal dem ringsum anstürmenden Feinde gegenüber, geeinigt in dem Willen, die Freiheit der heimallichen Erde mit dem letzten Blutstropfen zu wahren, die Freiheit, für die die Väter zu den Waffen gegriffen und geblutet hatten, nicht den chimären Begriff, der sich in Zügellosigkeit und Gesetzlosigkeit verliert, sondern die Ehre ihrer Nation.

Freiheit, die ich meine, Die mein Herz erfüllt, Komm mit deinem Scheine, Süßes Engelbild.	Wo sich Männer finden, Die für Ehr' und Recht Mutig sich verbinden, Weilt ein frei Geschlecht.	Freiheit, holdes Wesen, Gläubig, kühn und zart, Hast ja lang erlesen Dir die deutsche Art.
--	---	---

Zwischen denen draußen am Feinde und denen in der Heimat waren die neu erweckten vergessenen Lieder ein Band geworden, an dem sich die Gedanken suchten, wenn einmal für eine Stunde das blufige Handwerk ruhte oder nach der Tagesarbeit die Hände feierten und die Sorge im Herzen aufstieg und unter den Millionen weit drüben in Feindesland einen suchte — den einen.

So zündet nun die Feuer In Gottes Namen an, Es hat wohl keiner treuer Sein Tagewerk getan; Und fern von Liebesarmen Und fern von Weibesbrust Laß uns an dir erwärmen, Du Feuer, unsre Lust.	Ihr fernen teuren Seelen, Wir wünschen gute Nacht; Wir wollen euch empfehlen Der ew'gen Liebesmacht. Wir grüßen, ach, wir grüßen Viel tausend, tausendmal, Und unsre Blicke küssen Sich wohl im Mondenstrahl.
--	--

Das sind die Töne, die unsere Zeit braucht, aus deren ernster Ergebenheit das „Haltet aus“ herausklingt, nicht mit Pathos herausgeschrien, sondern durch die zusammengebissenen Zähne dem Nachbar ins Ohr gezischt — „Haltet aus!“ Das ist das geistige Rüstzeug unseres Volkes, das ihm seine Besten geschmiedet haben für die Stunde der Not. Aus weiter Vergangenheit tönen ihre Worte herüber und gehen über das deutsche Land wie die machtvollen Töne einer alten Glocke. Im Tale, in der Niederung der Selbstsucht, da klingt sie nicht; aber der, der für den großen Gedanken den Opfergang angetreten hat, hat ihren Klang im Ohr. In unzähligen Exemplaren sind die Lieder hinaus in die Schützengräben gewandert. Unser gutes Gewehr und die Lieder unserer Freiheitssänger, das sind die Waffen, mit denen unser Volk einer Welt von Feinden Trotz bietet, bis der Tag aufdämmt, der die schwere Pflicht von ihm nimmt.

Ein Morgen soll noch kommen Ein Morgen mild und klar; Sein harren alle Frommen, Ihn schaut der Engel Schar. Bald scheint er sonder Hülle Auf jeden deutschen Mann, O brich, du Tag der Fülle, Du Freiheitstag brich an!	Dann klang von allen Türmen Und Klang aus j der Brust, Und Ruhe nach den Stürmen Und Lieb' und Lebenslust. Es schallt auf allen Wegen Dann frohes Siegesgeschrei Und wir, ihr wackern Degen, Wir waren auch dabei!
--	---

DER KÜNSTLER.

Irgendwo zwischen den alten Giebeln Luzerns haust einer, den eine gütige Fügung des Kriegsgeschicks aus einem französischen Zivilgefangenenlager nach der Schweiz gebracht hat, einer von den stillen, die uns nur der Zufall nahebringt. Ein solcher Zufall war es, ein Werk, das seine Hand im hellen Lichte eines Mansardenstübchens geschaffen hat und das uns zu Gesicht kam, daß wir anderen stille standen und nach ihm hinsahen und inne wurden, daß wir lange Zeit an einem vorbeigelaufen waren, der die heilige Mission des künstlerischen Schaffens auf seinen Schultern trägt. Eine höhere Berufung hat ihn früh aus dem Geleis geworfen, in dem wir in selbstzufriedener Sicherheit dahintraben. War es Neugierde, war es der Wunsch, durch das Werk zu der Persönlichkeit des Künstlers hindurch zu gelangen? — Genug — Max von Bergen tat uns den Gefallen und ließ uns hineinblicken in sein Leben, wie es der Künstler geht, im unverbrüchlichen Glauben an seine Berufung und mit dem Willen eines starken Menschentums, ihr nachzuleben. Vielleicht ist er einer von den vielen, der den Weg der Not zur Reife ging. Aber er ist ihn allein

Ein Flüstern ging, ein Raunen, durch unsrer Tapferen Kreis:
„Was tun wir mit der Blume, so wonnig maienweiß?
Sie sproßt aus einer Scholle, die unser Grab konnt sein.
Wir senkten wohl so manchen in solche Gruft hinein!“

Und wieder lief ein Flüstern der Helden Reihn entlang.
Ein Wort war's nur, ein Name. Er hatte hehren Klang:
„Der Kaiser! Unser Kaiser! Was uns der Feind beschert:
Die weiße Christusblume ist unsres Kaisers wert!“

„Wir graben die Schneeweße mit allen Wurzeln aus;
Wir bringen sie fürsorglich in unser Schützenhaus;
Wir pflegen sie voll Liebe gleich einem teuren Gut.
Als sei die lichte Blume erblüht aus unsrem Blut.“

„Der Kaiser, unser Kaiser! Zur heiligen Weihenacht
Sei ihm von seiner Garde die Blume dargebracht.
Mein Kaiser, ach, mein Kaiser! Der fromme Blumenscherz
Bedeutet Deiner Garde getreues deutsches Herz.“

„Und wär' die weiße Blüte gefärbt auch purpurrot —
Mit Jauchzen und Frohlocken wohl grüßen wir den Tod!
Mein Kaiser, ach, mein Kaiser! Wir haben starken Mut;
Erlühte doch die Blume so licht aus Tod und Blut.“

Gott selbst hat Dich, mein Kaiser, mit ihrem Glanz begrüßt —
Gelobt seist Du, Erlöser; gelobt sei Jesus Christ!
Der Du in dieser stillen, in dieser Weihenacht
Mit Engels-Jubelchören die Botschaft hast gebracht:

„Den Menschen Wohlgefallen und — selige Melodei! —
Daß auf der Erde Frieden — Mein Kaiser: Friede sei!“

Und als die Deutschen sangen das alte Weihnachtslied,
Da war die Christusrose in vollem Glanz erblüht;
Da hat die treue Garde in unsres Feindesland
Dem Kaiser, ihrem Kaiser die Blume übersandt.

Der Kaiser steht ergriffen stumm unterm Weihnachtsbaum
Und träumt in seiner Seele den alten Weihnachtstraum.
Wohl auf die Weihnachtsrose hält er sein Haupt gesenkt . . .
Mein Kaiser, Du, mein Kaiser — Ach, wißt Ihr, was er denkt?

„Ich ward von Gott begnadet mit einem tapfren Heer.
Dafür sei Dir, Heerführer, dort oben Preis und Ehr!
Ich strecke auf die Hände und rufe Dich herbei,
Daß bald auf deutscher Erde Dein heiliger Friede sei.“

Richard Voß.

Der Vorwurf für das Gedicht war folgende Tatsache: In der Schützenstellung des zweiten Garde-Regiments fand sich wenige Wochen vor Weihnachten am Rande eines Granatrichters eine einsame, noch nicht aufgeblühte Christrose. Mannschaften des Regiments gruben sie sorgfältig aus und es wurde beschlossen, sie bis Weihnachten sorgfältig zu pflegen, um sie dem Kaiser am heiligen Abend als Gruß des Regiments zu übersenden. Sorgsam in Tannengrün gebettet, brachte sie ein Radfahrer am Weihnachtsabend nach dem Hauptquartier, wo sie dem Kaiser unter dem brennenden Weihnachtsbaum als Gruß des Regiments aus seiner Stellung am Feinde übergeben wurde.



Der Künstler in seinem Arbeitsraum.

schreiber, Akrobat, Steinmetz, Maler, Landstreicher und Schuster. Meine freien Stunden aber, und ich erzwang mir derselben viele, waren der Soziologie und Kunst gewidmet. Die erstere habe ich schon lange an den Nagel gehängt, nachdem ich im Leben erlernt hatte, in die Seele des Menschen zu schauen. Die Kunst blieb das Terrain des Unerschöpflichen. Sie hat mich mein Leben lang begleitet, sie wird mich der einst auf irgend einem Armenfriedhof verlassen. In Paris gibt es einen Haufen Akademien, ich nahm hie und da teil, aber die Art und Weise in denselben wurde mir bald zuwider.

Die Meister, die ich mit Vorliebe und Leidenschaft studierte, waren in London und namentlich in Paris die alten Inder, Assyrer, Ägypter, die primitiven Griechen und die mittelalterlichen Gothiker. Neuererzeits sind noch einige moderne Bildhauer für mich in Frage gekommen, in Frankreich Maillol und Joseph Bernard, in Deutschland Klinger, Metzner und vor allen Bernhard Höttger mit seinen Arbeiten im Plantanenheim zu Darmstadt.

Insoweit die beschränkte Notiz meines künstlerischen Werdeganges. Sie werden sicher bedauern, sie von mir verlangt zu haben. Es gibt bei derartigen Fragen immer Enttäuschungen, wenn man sich nicht als Schüler eines August Rodin oder dergleichen behaupten kann. Aber dennoch: Einen fröhlichen Weihnachtsgruß an ihre Leser und meine Mitinternierten.

Luzern, im Dez. 1917. Max von Bergen.

Die weiße Christblume

des zweiten Garde-Regiments in Deutschlands hl. Kriege.

Was ist die Wintererde so rot, so purpurrot?
Das ist der Kaisermantel, den Deutschland Frankreich bot.
Er ward so rot gewirkt mit deutschem Heldenblut;
Er wurde ausgebreitet von deutschem Heldenmut!

Es kämpft die deutsche Garde vom zweiten Regiment:
Sie ringt mit Deutschlands Feinden wie Gottes Element.
Und ist auch Frankreichs Erde von ihrem Blut so rot,
Sie geht für ihren Kaiser mit Jauchzen in den Tod!

Mit Jauchzen und Frohlocken fürs teure Vaterland — —
Doch seht! Was glänzt dort drüben an jener Grube Rand?
Sie rissen die Granaten auf in der Erde Leib . . .
Das taten die Franzosen zu unserm Zeitvertreib!

Auf purpurroter Erde ein Blümlein, weiß wie Schnee.
„Gelobt sei Jesus Christus! Ehre Gott in der Höh!“
Christrose wird das Blümlein, das schneeige, genannt!
In Feindesland zu Weihnacht ein Gruß vom Vaterland!

Das ist ja aber nun alles vorbei. Gott sei Dank! Vorbei? Jawohl für dich und mich! Aber nicht für die vielen, die wir zurückgelassen haben im Feindeslande, die schon mit dabei waren, als wir über die erste Weihnacht in ferner Fremde im Stillen seufzten und uns mit der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges trösteten. Die vielen müssen sich zum vierten Male gefangen und fern zum Feste schicken. Zwar ist kein Lebendiger von ihnen mehr in Afrika, dafür aber all die anderen in Banden ohne die belebende Hoffnung der ersten Zeit auf Ende und Heimkehr. Und die blicken auf uns, nicht mehr mit der dumpfen Frage: „Wenn sie es wüßten!“, sondern mit dem hellen erwartenden, fast von uns fordernden Bewußtsein: „Sie wissen es“, „sie wissen es wie Weihnachten tut in Gefangenschaft und Entbehrung, sie wissen es – und müssen helfen und lindern nach Kraft und Herz.“ Unsre Weihnachtserinnerungen der vergangenen Jahre müssen uns zu einer Erinnerung an die zurückgebliebenen Kameraden werden, so mächtig, daß sie uns zum freudigen Helfen treibt. Den großen Sammelstellen*) ist keine Gabe zu klein. Wir wissen das! Wollen wir nichts tun?

S.

Ausstellung für Handwerk und Kunstgewerbe in Ile Longue.

In der Zeit vom 29. September bis 1. Oktober fand im Zivillager von Ile Longue die zweite Ausstellung für Handwerk und Kunstgewerbe statt. Der Festbericht in der „Insel-Woche“ vom 7. Oktober berichtet darüber in anschaulicher Weise, weshalb wir hier den Chronisten selbst sprechen lassen:

Am 29. September um die Mittagsstunde, nachdem zuerst die Lagerbehörden die Ausstellung besichtigt hatten, wurde in Gegenwart der Gruppenführer, des Hilfsausschusses, sowie von Vertretern der Presse und des Theaters durch den Festausschuß die Ausstellung eröffnet. Sonst als Kantine in schmuckloser Weise nur inneren Genüssen zur Verfügung stehend, prangte die Festhalle jetzt im Blumenschmuck und bot, auch ehe man sich noch in Einzelheiten vertiefte, ein stimmungsvolles Bild. Was nur ein wenig Festgewand trug, der stachelige

Ginster und der Farn mit seinen rostbraunen Blättern, was draußen an Blumen auf spärlich bewachsenen Hängen sich fand oder sich aus Hecken willig zum Festgrüße bot, war unter den geschickten, fleißigen Händen unserer Kameraden Dübener und Bormann zum Blumengewinde oder zum Strauß auf den Tischen geworden. Und während noch das Ohr den Begrüßungsworten zur Verfügung stand, ging das Auge schon seine besonderen Wege, schüchtern vorbei an der Urne zur rechten des Eingangs, die mit klaffendem Rachen in unersättlicher Gier jeden Obolus verschlang. (Eintrittsgeld durfte auf Weisung der Lagerbehörde nicht erhoben werden; die Unkosten mußten durch freiwillige Spenden gedeckt werden.)

Es war keine Ausstellungsdekoration großen Stils, was uns hier zur Verfügung stand. Roh gezimmerte Tische, kahle Wände, dazu eine Anzahl von Mannschaftsdecken, die die Verwaltung leihweise zur Benutzung überließ, das war das Ausstattungsmaterial; im übrigen war alles weitherzig dem Erfindungsgeist und dem Schönheitsgefühl der Ausstellungsleitung überlassen. Daß trotzdem ein Gesamtbild von stillvoller Wirkung zustande kam, ist dem feinen Empfinden und dem künstlerischen Sinn, mit dem die einzelnen Gegenstände zu Gruppen und Abteilungen zusammengestellt wurden, zu danken.

Da war gleich links vom Eingang die Sonderausstellung von Skizzen, Bleistiftzeichnungen, Porträts in Öl und einem Gobelinentwurf unseres Meisters Primavesi. Rechts begann die Abteilung für Schnitzarbeiten, sowie für Kerbschnitt und eingelegte Holzkästchen; einige Schmuckkästchen waren von so edler Schlichtheit ohne jedes geschmacklose Beiwerk,

daß sie ruhig als Meisterstücke des Kunstgewerbes bezeichnet werden dürfen. Links folgten dann Skizzen, Aquarelle, Kopien, die hier oder in anderen Lagern angefertigt waren. Da waren vor allem Stuben oder Lagerbilder aus Lagern, wie Uzés, Casabianda, Sebdou, Ste. Marguerite, Porto Farina, die teils hilflose Andeutungen im Übermaß vertrauter Lokalitäten waren, teils wirklich gelungene Skizzen, die den Beschauer zu eigenartigen Vergleichen gute Anregung boten. Auch die Plastik war vertreten, originell die Nachbildungen verschiedener Gestalten aus der „Versunkenen Glocke“ (Rautendelein, Buschgroßmutter, Waldschrat). Daneben die zum Wettbewerb ausgestellten Gedenkmünzen, die teilweise freilich mehr die Gefangenschaft, als den in der Gefangenschaft tapfer durchhaltenden Fleiß und Arbeitsgeist versinnbildlichen. An dem mit Blumenarbeiten belegten Tisch ging wohl keiner vorbei, ohne die Blumenkarten zu bewundern, wo auf Postkarten in geschmackvollster Weise aus Blütenblättern, Meergräsern, Schmetterlingsflügeln und Heidekraut-Strauße in Vasen und ähnliche Zusammenstellungen dargestellt waren, darunter auch besonders fein gelungen eine Blumenvase auf gelber Seide. Gegenüber, anschließend an die Schnitzereien, kam die Abteilung der Musikinstrumente, Violinen, Mandolinen, Gitarren, Celli, alle im Lager gearbeitet, einige mit hübschen Verzierungen und klangvoll genug, um sich im häuslichen Kreise der Baracken hören lassen zu können.

Bei der Theaterabteilung mußte man staunen, wie geschickt alles auf die Täuschung des Publikums berechnet ist; was da aus den primitivsten Mitteln alles bühnenwirksam gemacht wurde, ist wirklich verblüffend. Auf der anderen Seite des Ausstellungsraumes schlossen sich die besten Druckproben unserer Inselfdruckerei an. Anerkennung fand besonders eine Serie von Lagerbildern in Fünffarbendruck, woran zugleich in verschiedenen Abzügen



In englischer Gefangenschaft. Augenblick des Vergessens.
Nach einem Gemälde des Kriegsgel. W. Krucke.

*) Rotes Kreuz Frankfurt a. M.; Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge, Deutscher Hilfsdienst und „Pro Captivis“ in Bern.



Nachrichten aus den Gefangenenlagern, herausgegeben von der D. K. G. F. und Bücherzentrale Bern. Nr. XLIII.

GEFANGENEN-WEIHNACHT.

Und wieder falt' ich meine Hände —
Versenk die Seele flehend ins Gebet.
O, daß ich endlich doch Erhöhung fände
Bei ihm, der heut als Kind auf Erden geht.

Und wieder strahlt im Traum ein zaubrig Glänzen
Von heil'gen Kerzen, die auf Zweigen stehn
Von einer grünen Tanne, die bekränzen
Goldengelhaar und bunter Fähnlein Wehn.

O Kindheit du, mit deinen sel'gen Schauern,
O kehre wieder, ahnungsvoll doch licht!
O Freiheit, Freiheit! In des Kerkers Mauern
Ertrag ich nochmals eine Weihnacht nicht.

Was nützt mir das Falten meiner Hände?
Dem schwachen Kinde frommt wohl das Gebet
Du aber, Mann, zertrümmre diese Wände,
Zerbrich' was zwischen dir und deiner Freiheit steht!
K.

„WENN SIE ES WÜSSTEN!“ / Eine Weihnachtserinnerung:

In diesen trüben Novembertagen jäht sich zum dritten Male: Grau der Himmel, stürmisch das Meer und drinnen im Schiffsbauch der „Martinique“ dicht gedrängt 500 Gefangene. Ungefragt und ungewollt treiben sie ihrem Schicksal entgegen auf fremdem Boden, in fremdem Erdteil. Viele tragens mit Humor und Freude am Ungewöhnlichen — aber nicht alle. Eine unsagbare Wehmut drückt manchem das Herz und es ist, als würde mit jeder Schiffslänge vorwärts des Schicksals Wille immer gewisser: weg von der Heimat für ewig und immer! So wund war manche Seele. Und der Körper war krank, der Seefahrt ungewohnt und noch dazu im dunstigen Schiffsraum. Unerträglich! So kamen sie an: in Marokko in der Woche vor dem ersten Advent. Und noch vor 6 Wochen waren sie doch alle darüber einig gewesen, daß der entbrannte Weltkrieg vor dem Weihnachtsfeste halt machen müßte und sie alle im seligen Glücke der Heimkehr mit ihren Lieben unter den Lichterbaum treten könnten. Statt dessen 4 Wochen vor dem Feste in Marokko! Und da fehlte nun aber auch alles, was an die Heimat erinnerte: Fremde, braune Gestalten in orientalischen Gewändern, als wären Märchenbilder lebendig geworden! Kein Haus, das an die heimischen Häuser gemahnte; kein Baum, der wie heimische Bäume grüßte! Merkwürdig grüne Wiesen und warmer Sonnenschein und linde Luft am ersten Dezember. So unweihnachtlich! Wir dachten der Heimat, der Lieben: „Wenn sie es wüßten?“

Am Abend des ersten Landreisetages führte man die Verbannten in ein altes Gemäuer, in den Hof einer alten Kosbah aus der Portugiesenzeit. Der Abend dort war so geheimnisvoll unheimlich. Die Luft schwirrte vom ungewohnten Lärm mondkulttreibender Araber. Das Stück Himmel, das die hohen Mauern freiließen, strahlte in üppigem Sternenglanze. Ja, die Sterne, sie waren die einzigen Bekannten in der stockfremden Welt. Und die Frohgemuten unter den Heimatfernen ließen sich's unter ihrer Pracht traulich zu Mute werden und breiteten wacker das Stück Heimat, das sie im Herzen trugen, unter dem freien Himmel aus. Weihnachten stand ja vor der Tür. Da muß't es doch gesungen und gesagt werden grad auf der fremden Erde, die davon nichts weiß: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Was war das doch für ein unbewußter Schatz, den wir da mitgebracht: die wundersamen deutschen Weihnachtsweisen! Welche Gewalt steckte darin, wie rührten sie uns an das Herz! — Wie ward uns da die Heimat so teuer und lieb, die uns das Singen gelehrt, die ferne Heimat, die sich so lieblich und fein auf Weihnachten zu bereiten versteht. Und wir versuchten's hier, so gut es ging. In welch einer Welt? Und dachten der Lieben: „Wenn sie es wüßten?“

4 Wochen später, da war es wirklich wahr: wir mußten und wollten das Fest feiern, wie es fiel, und über uns kam es mitten in der nordafrikanischen öden Steppe. Kein Lichterbaum ward uns diesmal, kein Gruß der Heimat — die es ja nicht wußte, wo wir waren —; nichts! Wie Verschollene wären wir! Ein grüner Strauchzweig nur und ein paar Kerzen, daran freuten wir uns in unsern engen Zelten. Wir hörten das Weihnachtsevangelium, wir sangen wieder die alten Weisen. Aber dann ließen wirs um uns stille werden in stiller Nacht und dachten der Lieben — und suchten den Schlaf.

Todesfälle in Kriegsgefangenschaft.

Nachdem das Kgl. Preuß. Kriegsministerium dem internationalen Roten Kreuz in Genf unter dem 15. Oktober mitgeteilt hat, daß hinfort auf den Listen der in deutscher Gefangenschaft verstorbenen französischen Gefangenen die Todesursachen systematisch aufgeführt werden würden, hat nun das Rote Kreuz in Genf auch von französischer Seite die Zusicherung erhalten, daß in Zukunft auf den französischen Listen über die deutschen Gefangenen die Todesursachen gemeldet werden sollen. (Bulletin vom 17. November 1917.)

Die deutschen Internierungslager in Dänemark und Norwegen.

Nicht allen Lesern der „Int.-Ztg.“ wird es bekannt sein, daß sich sowohl in Dänemark als auch in Norwegen deutsche Internierte befinden, die aus russischer Gefangenschaft ihrer körperlichen Leiden wegen dorthin entlassen wurden. In Dänemark befindet sich das Internierungslager in Hald, während die Internierten in Norwegen seit dem 19. April in Løken untergebracht sind. Gr.



Dr. C. Wüest / DAVOS.

Davos, dem Weltkurort im schweizerischen Hochgebirge zum Preis müßte zunächst alles das gesagt werden, was das weltentrückte Höhenleben feiert. Denn die Berge sind immer eine Erlösung, immer Neuland, immer voll Ansporn und Bestärkung. „Laß den Helden in deiner Seele nicht sterben.“ Die Berge gaben Friedrich Nietzsche dies Dichterwort. Die Liebe zu den Bergen ist aber in unserm Jahrhundert lebendig; sie ausdauernder, entschlossener zu wecken — all dessen bedarf es nicht. Wer seiner größten Sehnsucht folgen kann, entflieht dem Staub der Ebene und der Schwüle und Enge der hetzenden, lärmenden Stadt im Sommer, dem Erbfeind Boreas, dem Nebel und den sinnlosen feuchten Frösten, dem Schmutz und unstäten Tieflandschnee im Winter. Tausende brachten die Kunde von den blanken, blumenüberstreuten Weiden, von der perlend reinen Luft, den durchfrischten Paß- und Gipfelwinden in die Tiefe, Tausende die neue Botschaft vom strahlenden Hochgebirgswinter, seinem treuen, gutmütigen Schnee, seiner unaßlichen Sonnenwärme, seinen mit großer Kunst und unerhörten Mitteln erstellten Sportbahnen. Wir wissen, daß Erholung nicht in Trägheit beruht, sondern in doppelt strenger, aber freiwilliger, vom Lustatem des Spiels durchrieselter Betätigung neuer Kräfte. Das Hochgebirge spannt sie ein; was unten müde war, darf ruhn; was unten verkümmerte, wird ausgebildet. So entläßt das Hochgebirge jeden Herbst und jedes Frühjahr Tausende von erfrischten, kraftbewußten und sinngeschärften Menschen: wetterhart und erprobt für neue Alltagskämpfe . . . Davos liegt, in diese Berge eingebettet, wie eine Welt für sich. Durch steile, verworrene Zugänge, durch Schluchten und Talengen in plötzlichem Wechsel mit freundlichen, fruchtbaren Mulden geht es zu ihm empor — die neue Technik erschloß der behaglichen Alpenbahn ja in immer kühneren Konstruktionen die verborgensten Reservate der Natur. Oben aber liegt die „Landschaft Davos“, wie sie seit Alters heißt, friedlich gehreitet, ein weites, welliges Tal, erstaunlich mild und geschützt in seiner hochalpinen Region. Auch der Bergkranz, der dieses liebliche Alpental umschließt, ist von rein harmonischer Gliederung. Es fehlt das zerrüttete mit grellen Kontrasten herausgemeißelte Bergweltfortissimo, das den ankommenden Besucher durch seine Fremdartigkeit anfangs bestrickt, um ihn bei längerem Aufenthalt durch seine Schroffheit und wilde Dissonanz zu martern. Nur talaus, dem Süden zu, und wieder in der Tiefe der malerischen Quertäler Fluela, Dischma und Sertig sind die Horizonte reicher gruppiert; rundum aber im nächsten Umkreis lagert über den gewellten, tief und dunkel bewaldeten Hängen der Vorberge eine unendliche Ruhe und Ausgeglichenheit, deren milde Linien-sprache in immer lebendigem Wechselspiel alpiner Luft und Farbe diskret und vornehm, aber heiter und bestärkend zur Seele redet.

Im Schoß dieses stillen, weltentrückten Hochtals lagert sternenförmig der Ort selbst: in die Talsohle eingebettet das historische Davos mit seinen vielhundertjährigen Wahrzeichen; an den Hängen ansteigend, zwischen dunkeln Tann die Fremdensiedelung mit ihrer Herbergsmöglichkeit für gegen 7000 Gäste. Ist die Harmonie der Gegend, der stille, wohlthätige Linienfluß der vorgelagerten Hügelwellen und der darüber aufstrebenden Horizonte erstaunlich genug, ist es im Kontrast dazu diese imposante Bergstadt nicht minder. Wir treten ein und verspüren den Puls-schlag ihres internationalen Treibens; plaudernd bewegt sich die Menge durch die Hauptstraßen, Schaufenster locken, Cafés laden ein, stolze Hotelfronten wechseln mit Banken und Theatern und öffentlichen Gebäuden. O! sagen viele, eine Stadt im Gebirge, wie stillos! Aber nein, Davos ist es nicht, die Flucht der Straßen und Plätze ist organisch gewachsen, die imposanten Bauten ver-

die Entwicklung des farbigen Steindruckes erklärt wurde. Weiter ging es dann zu den im Lager gesammelten Naturschätzen, den verschiedenen hier vorkommenden Gesteinsarten, Muscheln, Lebewesen der Meereswelt, sowie Schmetterlingen, Insekten und sonstigem Getier; sogar Flöhe waren in acht Exemplaren vertreten, die aus einem reichen Wirkungskreis zu Ausstellungszwecken jährlings abberufen waren.

Die letzte Gruppe bildeten originelle Gebrauchsgegenstände, die zum Teil erstaunliche Beweise lieferten, wie sich eine Kultur aus ihren Trümmern wieder verjüngt und, dem elementaren Erfindungsdrang nachgebend, aus den scheinbar nutzlosesten Rohstoffen ein neues zum mindesten praktisches Gebilde schafft. So sah man unter anderem Schachfiguren aus gekautem Brot und Papier verfertigt, eine Lederkrawatte aus einem Pantoffel hergestellt, Bratpfanne und Teller aus einer Aluminiumflasche. Ein Kasten fiel besonders ins Auge, den ich in aller Harmlosigkeit für einen vorsintflutlichen Photographenapparat hielt. Mit strafendem Blick wurde ich jedoch belehrt, daß es sich um eine Brutmaschine handle, der ein großer Teil unserer einheimischen Hühnerwelt sein Dasein verdanke. — Auch der Webstuhl daneben verdient besonderer Erwähnung, zumal er im buchstäblichsten Sinn des Wortes Strandgut ist; aus zwölf verschiedenen Holzarten, die immer von Zeit zu Zeit an unseren Strand gespült wurden, ist er mit peinlicher Sorgfalt aufgebaut worden, auch Stacheldraht ließ sich dabei ausnahmsweise einmal zu einem guten Zweck verwenden. Einige wohlgelungene Schiffsmodelle, sowie auch ein Barackenmodell mit abnehmbarem Dach, das die stufenweise Entwicklung unserer Wohnungskultur zum Ausdruck bringt, geleiteten zum Ausgang.

Damit war ein flüchtiger Rundgang durch die HAKU beendet, der zwar noch nicht genügte, um alle Einzelheiten zu umfassen und sich der vielseitigen Anregungen und der so viel Fleiß und Erfindungsgeist, wie auch künstlerisches Empfinden verratenden Betätigung erschöpfend zu erfreuen. Das von Primavesi gezeichnete und in der technischen Abteilung unseres Theaters gedruckte Gedenkblatt*) weist gleichniskräftig darauf hin, was diese Ausstellung für Handwerk und Kunstgewerbe für uns bedeutet. Ein Prometheusdasein, das auch in Ketten noch um die Freiheit ringt! Wenn auch nicht allen Ausstellern eine äußere Anerkennung ihres mühseligen Schaffens zuteil werden konnte, so werden sie sie doch darin finden, daß sie manchen ihrer Kameraden neue Anregung und neuen Mut brachten. So weit der Chronist der Inselwoche.

Der Leitartikel der Ausstellungsnummer spricht dann von der Hoffnung, die auf die Nachwirkungen dieser Ausstellung zu setzen sind: Wir möchten aus der diesmaligen Ausstellung Werkstätten entstehen sehen, die mit Werkzeugen und Arbeitsmaterial ausgerüstet, die zielbewußte Arbeitsbetätigung nicht mehr dem Zufall und der persönlichen Neigung überlassen. Der Hilfsverein ist bereits mit der Einrichtung einer Schneiderei und einer Schusterwerkstatt mit gutem Beispiel zum Wohle des ganzen Lagers vorgegangen. Es ließe sich vielleicht ermöglichen, auch für andere Arbeiten, die hier hergestellt werden können, sogar außerhalb der Grenzen dieses Lagers Absatzgebiete zu finden. In Deutschland ist das der Fall gewesen. Das Rote Kreuz in Kopenhagen hat Arbeiten französischer Gefangener aus Deutschland zum Verkauf übernommen. Die Arbeiten der Internierten in der Schweiz werden in Frankreich und in Deutschland umgesetzt. Auch unsere Arbeiten könnten in klingende Münze umgesetzt werden. Dann doppelt gesegnete Arbeit!

Stiftungen für deutsche Kriegsgefangene.

Herr Georg Rosenberg, Fürth, 14 Bde. Belletristik, 2 Schachspiele.

August Scherl, G. m. b. H., Berlin, 90 Hefte „Die Woche“.

Herr Ing. Schlüter, Krombach, 12 Bde. Schlüter: Höhere Mathematik.

Frau Frieda Schmidt, Worb, 11 Bde. Belletristik.

Frau Guido Schöller, Düren, 220 Kunstzeitschriften, 11 Notenhefte.

*) Reproduktion in Heft 69 der D. I.-Z., Seite 8.

Herr Forst. Schulz, Wabern, 90 Bde. Belletristik, 90 Kosmoshefte, 140 verschiedene illustrierte und Kunstzeitschriften.

Herr Leonhard Senden, Bern, Int., 8 Expl. Postsekretärprüfung.

Herr Siesel, Bochum, 1 Jahrg. Kosmoshefte.

Herr Hofrat Sprenger, Bern, 155 illustrierte Zeitschriften und Bücher.

Prof. A. Stern, Zürich, 8 Bde. Belletristik.

Frl. Mia Strauß, Karlsruhe, 20 selbstgebundene Reclam-Bändchen.

Territorialdelegierter der freiwilligen Krankenpflege für Württemberg, Stuttgart, 40 Bde. Belletristik.

Herr Dr. Wachter, Ziegelhausen, 53 Schriften aus eigener Feder.

Herr Dr. Warnecke, Göbersdorf, 12 Bde. Belletristik.

Herr Prof. Weese, Bern, 1 Jahrg. „Die neue Rundschau“.

Wertheimer & Co., Bielefeld, 130 Kosmosbändchen und -zeitschriften.

Herr Georg Westermann, Braunschweig, 104 Expl. Westermanns Monatshefte.

Herr J. Wolff, Hamburg, 7 Bde. Belletristik.

Neue Geldspenden:

Kriegshilfe von Industrie und Handel in Württemberg (Stuttgart, Militärstr. 4)	Mk. 5000
I. Mayer u. Sohn in Offenbach a. M.	„ 100
Staengel und Ziller, Fabrik in Untertürkheim (Württemberg)	„ 200
Papierfabrik Baienfurt (Württemberg)	„ 100
Kommerzienrat Herm. Thomä in Stuttgart	„ 10
Zeller und Gmelin in Eisligen (Württemberg)	„ 300
Werner Siebeck in Tübingen, Hölderlinstr.	„ 30
Hirsch und Mayer in Cannstadt	„ 50
Gebr. Zoeppritz in Mergelstetten (Württbg.)	„ 200
Martin und Söhne in Ebersbach (Württbg.)	„ 20
Netter und Eisig in Göppingen	„ 100
Nettel Camerawerk Senteim (Württbg.)	„ 50
Papierfabrik Unterkochen (Württemberg)	„ 50
Otto Ficker Kirchheim u. Teck (Württbg.)	„ 100
I. Sigle & Co. in Kornwestheim (Württbg.)	„ 100
Wolf & Söhne, Untertürkheim (Württbg.)	„ 100
Summe	Mk. 6500

Deutsche Internierungslager in Nordamerika.

Das Hauptquartier des amerikanischen Roten Kreuzes in Washington meldet als Internierungslager für deutsche Gefangene in Amerika die nachstehenden Orte: Fort Oglehorpe und Fort McPherson (beide in der Stadt Georgia), Fort Douglas (im Staate Utah), Hot Springs (in North Carolina; unter Aufsicht der Einwanderungskommission stehend, großes Lager), Gallops Island, Boston (Mass.), Ellis Island im Hafen von New York, Philadelphia, New Orleans, Angel Island (bei San Francisco, California), Gloucester City (New Jersey). Kleinere Lager, die in Boston und York bestehen, sind nur vorübergehender Natur und werden später in dem großen Lager von Hot Springs vereinigt.

Nach Mitteilungen des amerikanischen Roten Kreuzes sollen die sämtlichen Lager sehr gut verwaltet werden.

Internierten-Transport.

Am 8. Dezember sind aus Frankreich 73 Zivilinternierte eingetroffen (8 Männer, 35 Frauen, 30 Kinder aus Deutsch-Ost-Afrika).

Austausch von Sanitätspersonal zwischen Deutschland und Frankreich.

Nach einer kürzlichen Vereinbarung zwischen Deutschland und Frankreich soll in Zukunft regelmäßig alle zwei Monate ein Austausch der als Sanitäter anerkannten und als solche mit einer entsprechenden Beglaubigung des Kriegsministeriums ihres Landes versehenen Mannschaften stattfinden.

Austausch von Zivilgefangenen zwischen Deutschland und Rußland.

Zwischen der deutschen und russischen Regierung finden gegenwärtig Verhandlungen über den Austausch der Zivilgefangenen dieser beiden Länder statt.

sprung unter dem begeisterten Anteil von Tausenden von Zuschauern ausgetragen. Hier ist am Orte selbst eine Gruppe von Sportleuten beisammen, die dem Qualitätssport obliegt und an all diesen Wettbewerben erfolgreich teilnimmt. Einzig in Europa ist die 30000 Quadratmeter große künstliche Davoser Eisbahn, einzig in ihrer glanzvollen Konstruktion die Schatzalp-Bobbahn, treffliche Einrichtung endlich die Schatzalp-Schlittelbahn und die große Sprungschanze auf Bolgen, die jahrelang den Weltrekord im Skisprung hielt. Hervorragend ist im besondern auch die Organisation der großen Davoser Sportklubs, des Skiklubs, des Schlittschuhklubs, des Schlittelklubs mit seinen Bob- und Schlittelabteilungen, endlich der Spezialklubs für Curling, Bandy, Eisschieben etc. etc. Und entsprechend dieser straffen Kluborganisation werden alle Rennen und sportfestlichen Veranstaltungen im großen Rahmen und erfolgreich durchgeführt, bleibt der echte und ernsthafte Sportgeist rege, schöpft der Nachwuchs immer wieder Ansporn und Förderung aus sorgsam gehegten Überlieferungen.

Bei alledem ist Davos noch hier und dort nicht allgemein in der internationalen Sportwelt bekannt, wie es ihm zukäme. Die Erscheinung ist zu neu, daß ein hochalpines Zentrum Kurort und Sportplatz zugleich sein kann. Doch die frischen Scharen, die sich seit Jahrzehnten in Davos mit absoluter Gefahrlosigkeit sportlich betätigen, sind über die unvergleichliche Lage und die auch dem Sportsmann willkommene Windstille, Schneedauer und Sonnenfülle entzückt — sie sind eine gewaltige und tatsächliche Werbekraft; ihre Leistungen sind in internationalen Meisterschaften erhärtet, ihre stets aufs Neue gesteigerten Erfolge werden bemerkt und als Zentrum solch erfolgreichen und ausdauernden sportlichen Bemühens kann Davos selbst nicht verborgen bleiben.

Wenn wir aber mit geschultertem Ski ausziehen, den Abenteuern eines neuen glanzvollen Tages entgegen, sollte es uns da mißfallen, minder kräftige, zu Geduld und Ruhe gezwungene Wintergäste in ihren Veranden auch ein Fleckchen an der heilsamen Sonne belegen zu sehn, die wir uns ja auf allen Gipfeln und Gräten in ihrer unendlichen Fülle erobern können? Nur doppeltes Lebensgefühl durchpulst in solchen Momenten eine kraftvolle Natur; die strahlenden Winterwochen spenden zu reich, an ein Kargen und Neiden ist nicht zu denken. Dem Kranken aber gibt das vorüberziehende Bild wackerer Lebenskraft neuen Mut und neue Freude zum Ausharren, bis auch für ihn die Stunde des ersten neugewonnenen Kräftespiels wieder kommt. Und so bilden die Davoser Besucher alle doch eine einzige und innerlich verbundene Sonnengemeinde.



Landschaft bei Davos.

Totenfeier der Internierten von Weesen beim „Hilfsverein Zürichsee“ in Männedorf.

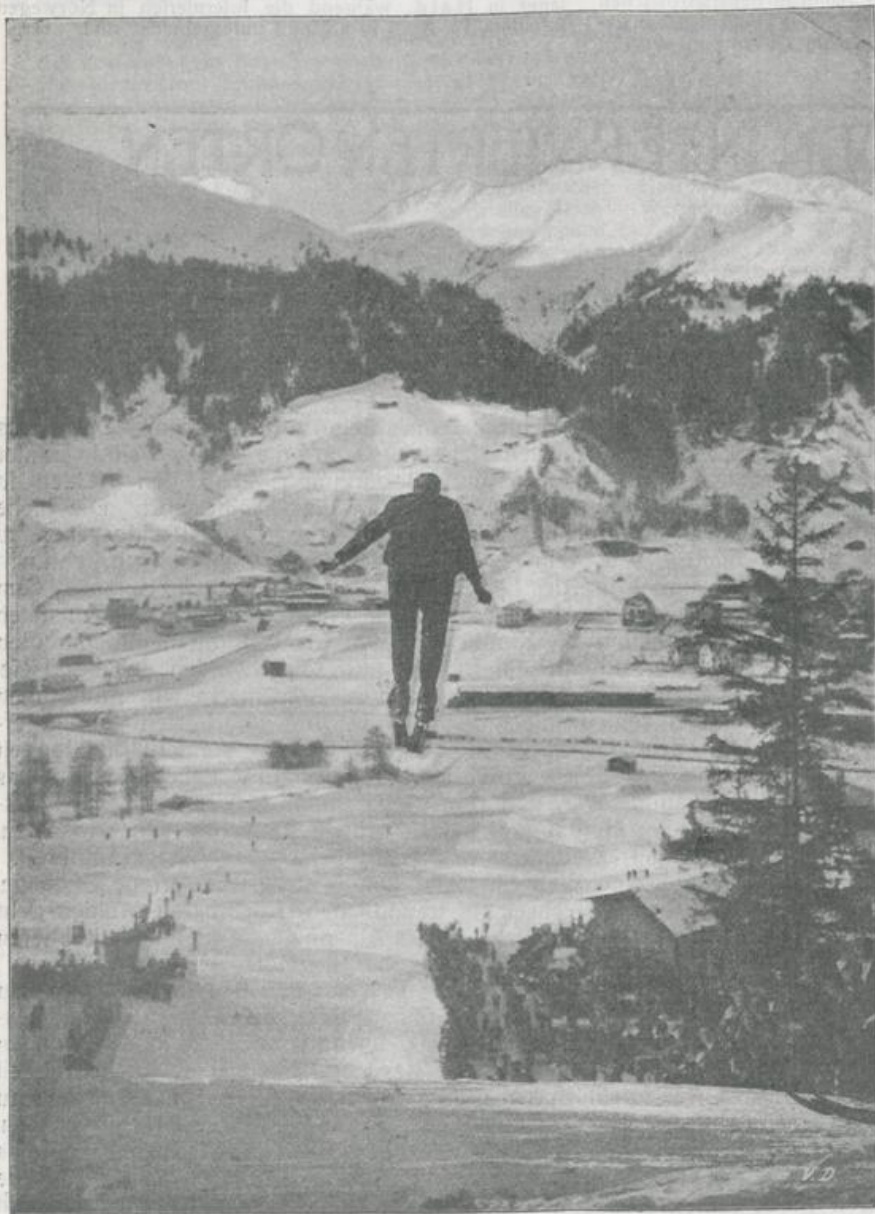
Am Sonntag den 25. November, nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr fand in der protestantischen Kirche zu Männedorf am Zürichsee im Beisein der Internierten von Weesen eine Feier des Deutschen Hilfsvereins Zürichsee zum Gedächtnis der fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre Gefallenen statt.

Die sanften, rebenbestandenen Ufer des schönen Zürichsees unter winterlich lachendem Sonnenschein grüßten zum ersten Male uns, eine größere Zahl von Internierten aus dem sonnigen Weesen, die wir, dank dem Entgegenkommen unserer Schweizer Vorgesetzten, der Einladung des Vereins Folge leisten und an dieser Feier teilnehmen durften. — Im Kreise der Familien, von denen

ein jeder einzelne von uns aufs freundlichste begrüßt und aufgenommen wurde, flossen rasch und viel zu schnell die Stunden dahin, die uns bis zum Beginn der Feier noch geblieben waren. — Langsam breitete der Himmel am Nachmittage, als die weihevollte Stunde nahte, sein dunkles Wolkentuch über das Strahlenantlitz der Sonne — über die sterbende winterliche Natur und gab somit dem Gesicht des Tages sein würdig ernstes Gepräge. — Sturm und Regen im Verein mit den an die Ufer brandenden Wellen sangen den Toten ihr Grablied. Es war, als wenn uns der Himmel im Toben der Naturgewalten an die Weihe des Tages, die Weihe der Stunde erinnern wollte. — Die Feier selbst, die vor einem vollbesetzten Gotteshaus unter Glockengeläut und feierlichem Orgelklang ihren Anfang nahm, führte uns in allen ihren Einzelheiten hin an die fernen Ruhestätten der Helden unseres Vater-

einigen sich zum Städtebild, dem Kirchen und Türme die Tradition bezeugen, dem ein streng horizontales und vertikales Linienverhältnis südlichen, dem Charakter des Hochtales und seinem tiefblauen Himmel wohl eingepaßten Reiz verleihen.

Dabei ist, das sei ruhig zugegeben, noch nicht alles Gold, was glänzt. Der Stil für eine in solche Dimensionen wachsende Fremdensiedlung mußte erst gesucht und gefunden werden.



Davoser Sprungschanze.

und Atmungsorganen Erkrankte und wetterharte Sportleute. Davos — man weiß es — ist das Elysium für Nerven- und Lungenleidende; seine Heilerfolge sind unerreicht, sein Kurortsruf ist in der Welt begründet. Sein idyllischer Sommer, sein glanzvoller Winter sind von diesen seinen Besuchern gleichermaßen gekannt und geliebt. Davos — das ist noch weniger bekannt — ist ohne viel Aufhebens durch die stille, ausdauernde Arbeit langer Jahre zum führenden und leistungsfähigen, von trefflicher Unternehmungslust erfüllten Sportplatz geworden. Hier werden allwintertlich in einer Gesamtheit, wie sonst nirgends in der Schweiz, die internationalen Wettkämpfe im Schnell- und im Kunstlauf auf dem Eise, im Bobsleigh-, Skeleton- und Schlittenfahren, im Skilaut und Ski-

hat der Krieg einer blühenden Entwicklung Hemmungen auferlegt, die unmittelbar nach Friedensschluß wieder fallen werden.

Inzwischen ist im letzten Jahrzehnt in Davos baulich kaum mehr etwas schlecht gemacht worden, aber sehr vieles gut. Im Winter aber legt sich der Kurort den schmückenden Hermelin um seine eckigen Schultern, im Sommer reichen, gepflegten Blumenschmuck; und unter dem Zauber des Davoser Himmels, beim Schlendern durch seinen tiefen Wald, über seine blanken Alpen und Weiden vergißt man gar leicht, was etwa am sonntäglichen Baukleide noch fehlt.

Das Wesentliche aber ist: ein Schritt — und wir sind im lebensvollen Rhythmus lächelnden feiernden Lebens. Ein Schritt — und wir sind mit der ergreifenden, unfaßlich stillen, erschütternden und erquickenden Hochgebirgsnatur allein, wir haben die Welt und wir haben die Einsamkeit, und Welt und Einsamkeit in lauterer reicher Gestalt.

Es sind der Besucher in dieser Stadt im Gebirge zweierlei grundverschiedener Art: in den Nerven

Linthal (Glarus).

Anfangs November d. J. wurde auch hier für die Internierten der Fortbildungsunterricht wieder aufgenommen. Er wird z. Zt. von ca. 21 Schülern besucht. Der Unterricht erstreckt sich auf Deutsch, Rechnen, Staats- und Bürgerkunde, Geographie, Geschichte, Buchführung und findet statt an allen Werktagen von 1 bis 3 Uhr nachmittags im geräumigen hellen Saale zum „Bären“.

Unterrichtsleiter ist der Zivilinternierte Hauptlehrer Walliser.

Auch einen Gesangsverein haben die Internierten gegründet; 24 lustige Sangesbrüder haben sich zusammengefunden und besuchen wöchentlich an drei Abenden die Gesangstunden, um an Weihnachten eine schlichte Weihnachtsfeier veranstalten zu können, die durch Vortrag vierstimmiger Männerchöre verschönert werden soll.

Am 1. Dezember, nachmittags 5 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde im Saale „Zum Bären“, im Beisein des Platzkommandanten Herrn Hauptmann Dr. Brunner und vieler Kameraden von Vizefeldwebel Jungermann dem Musketier Fritz Schramm vom I.-R. 28, 5. Kp. das E. K.

II. Kl. überreicht. Erwähnt sei noch, daß in letzter Zeit dieselbe Auszeichnung Vizefeldwebel Jungermann und Unteroffizier Minderyan erhielten. W.

Heiden.

Am 5. Dez. fand in der hiesigen Kirche die Trauung des Soldaten Emil Hessel, I.-R. 106, mit Frl. Hanna Meißner, beide aus Chemnitz, statt. In herzlichen Worten sprach der junge

Pfarrer unserer Nachbar-Gemeinde Wolfhalden über I. Korinther 13, Vers 13: „Aber diese drei bleiben, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe, aber die Liebe ist die größte unter den dreien“ und segnete den Bund dieser beiden fröhlichen Menschenkinder.

V.

Walzenhausen.

Vom 26. bis 28. November fand hier die Schlußprüfung des Vorkurses der gastechinischen Schule statt. Es nahmen zehn Schüler an der Prüfung teil. Mit Freude konnte festgestellt werden, daß alle Schüler bestanden haben. Zum Lohn für ihren Fleiß sind einige Tage Ferien eingeschoben, um dann mit frischen Kräften in den nächsten Tagen den weiteren Kursus beginnen zu können.

Am 28. November wurden hier aus englischer Gefangenschaft 40 Unteroffiziere und Mannschaften interniert. Der Gesundheitszustand dieser Leute ist ein recht schlechter, waren sie doch zum größten Teil schon seit den ersten Kriegsmontatengefangenen. Möge ihnen, wie schon so vielen anderen, die kräftige Höhenluft Walzenhausens baldige Gesundung bringen.

Die Internierten wurden auch in diesem Monate wieder mit land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Das Eiserne Kreuz II. Klasse erhielten: Steuermann Otto Marx, U.-Boot-Fl. „U 18“; Unteroffizier Max Adrian,

Feld.-Art.-Regt. 83, 4. Battr.; Gefreiter Karl Grundke, Res.-Inf.-Regt. 104, 10. Komp.; Wehrmann K. Kaminski, Landw.-Inf.-Regt. 39, 11. K.; Infanterist Jos. Högl, Bayr. Inf.-Regt. 17, 11. K. Musketier Gerhard Hiersekorn, Res.-Inf.-Regt. 244, 11. K., erhielt die Friedrich August-Medaille. Uffz. A.

Ragaz.

Im Laufe des Monats November wurden durch Herrn Hauptmann v. Sichert das Eiserne Kreuz

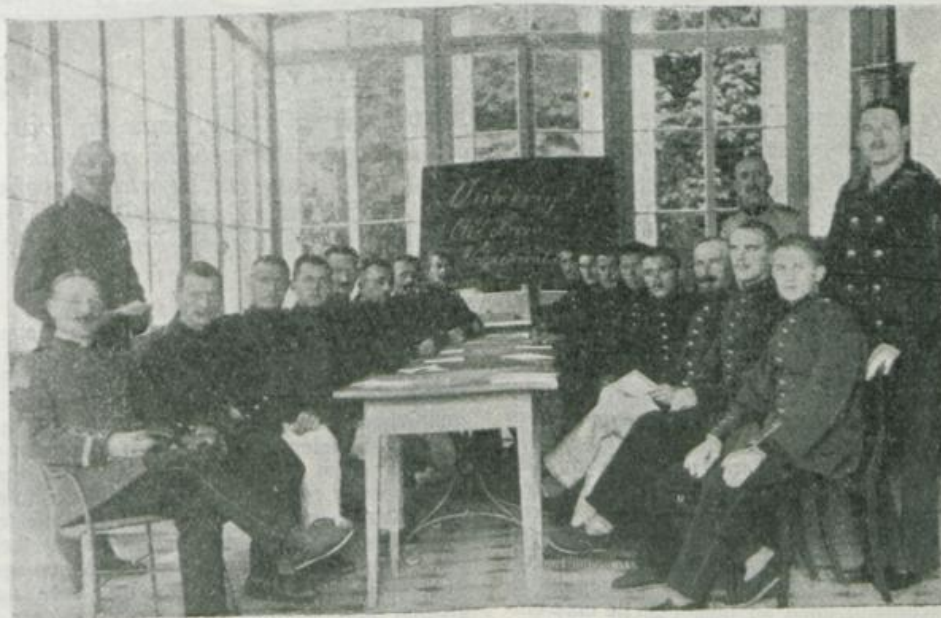
II. Kl. überreicht an: Dehm, Franz, Gefr. und Kilhey, Karl, Unteroffizier.

Die Sächsische Friedrich August-Medaille erhielten: Hannack, Johann, Schütze und Himpel, Paul, Soldat.

Die Bücherei der Internierten wurde neu geordnet, sie umfaßt 700 Bücher und wird fleißig benutzt.



Korbmacherschule Luzern.



Unterrichtsgruppe in Churwalden.

landes und entlockte manchem Auge eine stille Träne nie verlöschenden Dankes, den wir den Dahingeshiedenen und unserem gnadenreichen Schöpfer schulden, dessen Hand uns dem Tode, dem Grabe entrissen. — Dem Orgelvortrag, von den meisterhaften Händen des Organisten, Herrn Luz, folgte ein gemeinschaftliches Lied mit eigens dem Charakter der Stunde entsprechend verfaßten Text, worauf Herr Jores als Präsident des Vereins das Wort ergriff und unter Verlesung der Namen der aus den verschiedenen Orten des Seebezirks und der drei aus dem Internierungsort Weesen dahingeshiedenen Kameraden in zu Herzen gehenden Worten ihrer aller gedachte. —

Warme ergreifende, Worte aus dem Munde Herrn Professor Meiers von Zürich wanden um die fernen Gräber der Treuen aufs neue einen Lorbeerkranz von Liebe und Verehrung und streuten Blumen ewigen Gedenkens auf ihre Ruhstätte. Die weiteren in das Programm eingeflochtenen musikalischen wie auch gesanglichen Darbietungen der Damen M. und E. Schubert trugen mit dazu bei, die feierliche Stimmung zu erhöhen und die Stunde zu einer seelisch tiefen und geistig genußreichen zu gestalten. Ein allgemeiner Gesang mit Orgelbegleitung schloß um 6 Uhr die schöne erhebende Feier.

Mit dem Bewußtsein in der Brust, diesen Tag würdig verlebt und Herz und Ohr, all unser Denken, wenn auch nur für Stunden, Augenblicke den toten Brüdern, die fern von uns in fremder kalter Erde ruhen, geweiht zu haben, zogen wir heim an den Strand des felsenumschlungenen Walensees, nach unserem stillen Weesen und aus unseren Herzen tönts heute noch einmal:

„Ehre ihrem Andenken!“
E. Ziegert, Int.

Churwalden.

In den beiden bisherigen Interniertenanstalten „Krone“ und „Lindenhof“ ist der volle Unterrichtsbetrieb bereits wieder mit dem 25. September aufgenommen worden und wird seither ohne Unterbrechung durchgeführt. Die Beteiligung gilt nach der erfolgten freiwilligen Meldung als Dienst. Über die Teilnahme wird seitens der Lehrer genau Buch geführt. Das Unterrichtsbuch ist am Ende jeder Woche dem Hilfsoffizier, Herrn Leutnant Toepper, der Unterrichtsleiter ist, vorzulegen. Es finden je zwei Kurse in Deutsch und Rechnen in jeder Anstalt statt. Außerdem wird gelehrt: Schreiben, Rundschrift, Stenographie, Wechselkunde, Buchführung, Linearzeichnen, Freihandzeichnen, Kaufmännisches Rechnen, Französisch und Handelswissenschaften. Themen aus der Geographie, der Geschichte und Bürgerkunde werden dreimal wöchentlich in freien Vorträgen behandelt. Nach dem jetzt erfolgten

Eintreffen von 56 Zivilinternierten, die im Hotel „Mettler“ untergebracht sind, wird der Stundenplan voraussichtlich noch erweitert werden.
J. Schulz.

Trogen und Speicher.

Am 18. November wurde dem Landwehrmann Meurer das E. K. II. Kl. überreicht.

Am 27. und 28. November kamen nach Trogen 50 und nach Speicher 20 Kameraden aus englischer Gefangenschaft. Bei der Ankunft wurden sie vom schweizerischen Platzkommandanten und vom deutschen Hilfsoffizier begrüßt.
P. B.

Teufen.

Dem Vizefeldwebel Karl Wagener, L.-I.-R. 87, wurde das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen.

Am Freitag den 23. November fand in der hiesigen Anstalt im Beisein verschiedener eingeladenen Personen, des Herrn Platzkommandanten wie auch sämtlicher Internierten ein Vortrag des Unteroffiziers Reiss über „Tabak, Zigarren und deren Fabrikation“ statt.

Curaglia.

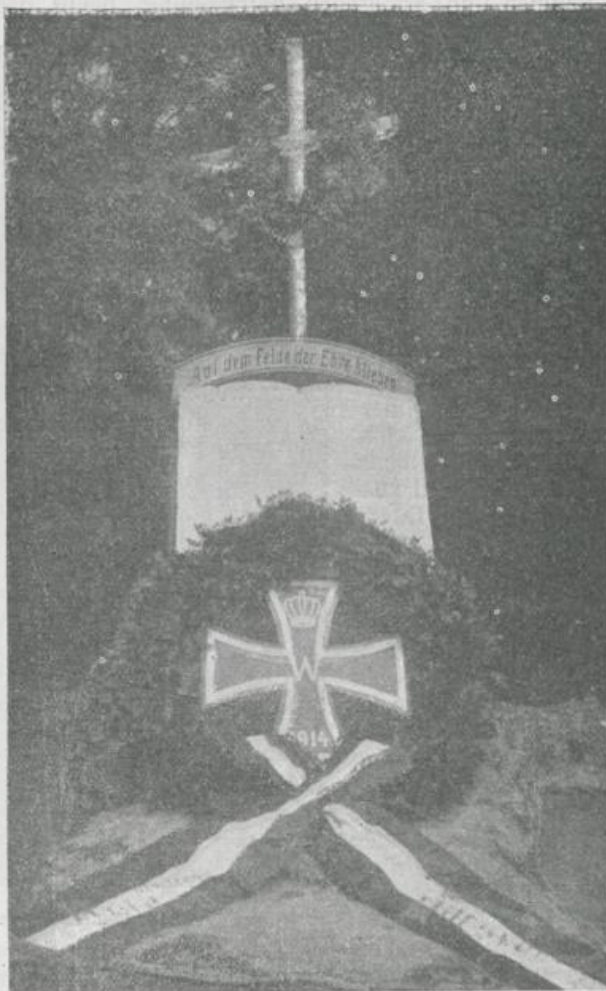
Wieder sind neue Gefangene im Schweizerlande eingetroffen; diesmal aber aus England. Auch Curaglia hat 20 davon erhalten.

Fern ab vom Hasten und Jagen der Welt, im stillen Winkel der Bündner Berge, träumt dieses Dörfchen Weihnachten entgegen. Es ist gut wohnen in Curaglia, für den, der Menschen und Welt vergessen will. Nicht nach Stunden mißt man hier die Zeit, nur nach Tagen und Wochen, zumal die unendlich trübe Zeit langer Winterabende da ist. Eine Weile hält man die Tage süßen Nichtstuns schon aus, aber nur zu bald stellen sich freudig bejahender Lebensmut und ungestüme Schaffenskraft ein. Was nun tun? Die paar armseligen Tagesereignisse sind bald erzählt, und nun droht Langeweile mit ihrer nnheimlichen Macht uns umgarnen zu wollen. Da ist es als dankbare Einrichtung anerkannt worden, als der Unterrichtsbetrieb auch hier eingerichtet wurde. Geschichtliche, geographische oder staatsbürgerkundliche Vorträge werden in den Abendstunden gehalten.

Da die Feld- und Notstandsarbeiten mit Einzug des Winters nicht mehr alle Kräfte beanspruchen, konnte am 2. November mit dem Unterricht hier wieder begonnen werden und zwar in Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie und Staatsbürgerkunde, so daß jeder der 17 Teilnehmer wöchentlich 12 Stunden hat.
-d, Int.

Rorschach.

Sonntag den 25. November 1917 wurde der Einj.-Freiw. Gefreiter Erich Bochröder vom R.-F.-A.-R. 40/5 mit dem E. K. II Kl. ausgezeichnet.



lichen Landschaften nur wenige Landschaften, die nicht durch eine oder mehrere Figuren belebt wären: kräftige Bauersleute schreiten durchs Feld, Hirten und Wildheuer steigen vom Berg oder ein Mädchen träumt auf blumiger Wiese. Nie hat er Kurgäste zur Staffage gewählt, sondern immer Vertreter des schaffenden Schweizer Volkes.

Das arbeitstüchtige, fromme Schweizervolk ist auch das eigentliche Thema von Bachmanns Figurenbildern. „Zum ersten Mal hinab ins Tal“, so nennt sich ein Bild, das im Berner Museum hängt. Auf einem Hörnerschlitten wird der Täufling zur Kirche im Taldörflein gebracht. Ein anderes Tanfbild zeigt uns die feiernden Taufgäste. Wir sehen dann die junge Mutter, wie sie das Kindlein auf dem Arm unter blühenden Bäumen langsam dahinführt. Eine „Auferstehungsfeier“ führt den Betrachter in eine kleine dämmerige Dorfkirche. Buben- und Mädchenköpfe wechseln in bueter Reihe ab, und staunende Augen folgen dem Auferstehungswunder: eine Holzfigur wird, wie es auch bei uns in manchen Gemeinden noch üblich ist, in die Höhe gezogen. Auch des Künstlers letztes Bild, zu dem er nur den Karton schuf, läßt freudestrahlende Kindergesichter erkennen. Essollte „Weihnachtssingen“ benannt werden und hätte so an das vom Basler Museum angekaufte gleichnamige Bild erinnert. Ich weiß, es reizte den Künstler, dasselbe Problem auf verschiedene Weise zu lösen. Jedem Atelierbesucher mußte die dreimalige Wiederholung des einen Themas „Abschied“ auffallen. Ein altes Bauernpaar sagt seinem in die Welt ziehenden Sohne auf dem Bahnhof Lebewohl. Die erste Lösung fesselt die Aufmerksamkeit durch die Charakteristik der Personen: die greise Mutter kann sich von ihrem stattlichen Sohne garnicht losreißen, der alte Vater, der auch hier seinen blauen Arbeitskittel nicht abgelegt hat, steht in seinem Schmerz geradezu unbeholfen da, der kleine Bube kennt nur Stolz auf seinen großen Bruder und der kläffende Köter tollt gar in lustigen Sprüngen um die kleine Gruppe. Die zweite Lösung mag in der

Komposition wohl besser sein, verliert aber durch die Häufung der Personen und wurde auch vom Künstler nicht zu Ende geführt. Den Augenblick nach dem Abschied, wo die Mutter auf einer Bank zusammenbricht, zeigt ein drittes gleichnamiges Bild. Auch von den „Z'Nüni“-Bildern finden wir mehrere Lösungen, von denen jede ihre Vorzüge hat. An einem Wegrande sitzen unfern dem Ochsespann arbeitsmüde Pflüger und lassen sich den „Z'Nüni“-Trunk einschenken. Das eine dieser Gemälde, wo über dem ganzen eine schwermütige Morgenstimmung liegt, wurde vom Künstler der andern fast gleichen Lösung vorgezogen. An dieser Stelle will ich auch jenes Kunstwerk erwähnen, das einen Beitrag zur sozialen Frage bildet. Auf der Promenadenbank eines großstädtischen Parkes sitzt ein abgehärmtter Mann, dem ein frierendes Mädchen das karge Mittagessen gebracht hat.

Hastig löffelt er aus dem irdenen Topf die bescheidene Mahlzeit, während an ihm teilnahmslos eine vornehm gekleidete Dame vorbeischiebt. Ihr folgt ein Diener, der winzige Paketchen trägt und noch vornehmer dreinschaut—leider fand ich nur einen Ausschnitt aus diesem Bilde, die erste Gruppe, vervielfältigt. Als ich den Künstler um die Geschichte seines Werkes bat, sagte er nur kurz: „Das ist ein Erlebnis“.

Hans Bachmann hatte eine große Liebe zu dem arbeitenden Volke, seine Schüler wissen es, wie herzwinnend er mit den alten Mütterchen oder Bauern umging, die uns Modell saßen. Seine Mähter, einer von ihnen mäht über einem steilen Abhang, seine Wildheuer, die die wuchtende Heulast auf ihrem Buckel herabschleppen oder in sausender, todesgefährlicher Fahrt hart am Abgrund zu Tal schlitteln, seine von der Arbeit krummgezogenen Sensendengler fordern auch unsre Hochachtung. Wer bei seiner

Arbeit so oft vom Tode umdroht ist, mag auch tiefreligiös sein. Darum sitzen „die beiden Alten“ am Sonntagmorgen vor dem blumengeschmückten Fenster über das Bibelbuch gebeugt, und ein ganz besonderer Freudentag mag es sein, wenn der „Pfarrer zu Besuch“ weilt. Auch das Leid kehrt in die verlassenen Berghütten ein. Der „Landarzt“ lenkt seinen Einspanner über das Schneefeld. Ihm folgt der Pfarrer mit der letzten Tröstung. In „Anbetung“ sinkt die gläubige Bevölkerung ins Knie. Mit verklärten Augen empfängt der Sterbende das Heilige Brot. Dieser entgeisterte Blick des Kranken, das andächtige Antlitz des würdigen Pfarrherrn, die besorgte Miene des Nachbarn und das gleichgültige Gesicht des Chorknaben zeigen auch hier wieder Bachmann als Meister der Psychologie. Das Werk gehörte zu denen, von welchen er sich nie trennen wollte. Eines seiner letzten Bilder führt uns in das Nebenzimmer, wo die Nachbarnfrauen die schluchzende Witwe zu trösten suchen. Ganz eigen muß es den Leser berühren, wenn er nun hört, daß des Künstlers letztes vollendetes Werk ein „Begräbnis im Morgendämmern“ darstellt.

Muß die Szene selbst uns traurig stimmen, so wird diese Wirkung durch die dunklen Farben noch erhöht. Die Einsegnung der Leiche findet vor dem Trauerhause in der blauen Dämmerung eines Wintermorgens statt. Dann geht es „zum letzten Mal hinab ins Tal“. Fines dieser Begräbnisbilder, es hängt im Luzerner Museum, wo wir auch seine „Gotthardpost“ antreffen, wirkt für uns geradezu befremdend. Der Totengräber hat den Sarg eines Schulkindes auf den Rücken gebunden und trägt ihn so zu Tal.

Diesem vorzüglichen Kenner des Schweizer Volkes wurde 1905 der ehrenvolle Auftrag zuteil, die Tellskapelle in der Hohlen Gasse bei Kübnacht mit Szenen aus dem Leben Tells zu schmücken. Beide Bilder zeigen Tell, den Erreuter des Volkes. Das Bild im Innern der kleinen



Prof. Bachmann / Die erste Talfahrt.

Am 27. und 28. November kamen 14 Offiziere, 13 Unteroffiziere und 148 Soldaten aus englischer Gefangenschaft hier an.

Korbmacherschule Luzern.

Um den Korbmacherei-Arbeitsstätten dazu zu verhelfen, einen Stamm von gelernten Kormachern möglichst in jeder Werkstätte zu haben, wurde in Luzern eine Korbmacherschule gegründet. Jede Korbmacherwerkstatt der Region Zentralschweiz wird aufgefordert, zwei Korbmacherschüler für die Dauer eines Kurses nach der Schule zu entsenden. Ein Kursus dauert 4 bis 6 Wochen und wird von einem Korbmachermeister abgehalten. Nach Beendigung des Kurses kehren die Arbeiter in ihre Werkstätten zurück und sind in der Lage, nach den erhaltenen Anleitungen zu arbeiten und Neulingen mit ihrem Rat zur Seite zu stehen. Die Korbmacherschule beschäftigt zur Zeit 12 Lehrlinge. Die erzielten Erfolge waren von Beginn an günstige, denn ungelernete Arbeiter waren zum Teil in der Lage, nach ganz kurzer Zeit einen groben Korb mittlerer Größe in 1 bis 1½ Tagen herzustellen.

Gersau.

In der ehemaligen Soldatenstube ist am 2. November eine Spielwarenwerkstätte eröffnet worden. Es werden dort etwa 30 Mann beschäftigt.

Am 5. November fand im Hotel Beau-Séjour ein Vortrag über das seelische Leben des Soldaten im Felde von Herrn Hauptmann Jager statt. Der Vortrag war gut besucht.

Am 24. November wurde im Beisein aller Kameraden und in Gegenwart des Platzkommandanten, Herrn Hauptmann Dr. Müller, durch Herrn Leutnant Eger dem Feldwebelleutnant Liebetanz und Unteroffizier Pätz das E. K. II. Kl. überreicht.

St. Gallen.

Zum 70. Geburtstage des Generalfeldmarschalls von Hindenburg ist in der Region St. Gallen eine Sammlung veranstaltet worden, deren Ertrag von Fr. 879,85 den Hinterbliebenen gefallener deutscher Wehrmänner der Kantone St. Gallen und Appenzell zugewendet werden soll.

Die Summe wurde dem Deutschen Hilfsverein St. Gallen übergeben. Auf die Anzeige von dem Sammlungsergebnis lief aus dem großen Hauptquartier folgende Antwort ein: Chef des Generalstabes Gr.H.Qu., den 14. Nov. 1917. des Feldheeres.

Euer Hochwohlgeboren sowie den internierten Offizieren und Mannschaften der Region St. Gallen-Appenzell läßt der Herr Generalfeldmarschall v. Hindenburg für das freundliche Gedenken seines 70jährigen Geburtstages und den Beweis werktätiger Fürsorge für die Witwen und Waisen gefallener Kameraden herzlich danken. Seine Exzellenz hat Ihre Mitteilung vom 6. d. Mts. freudig zur Kenntnis genommen und mich beauftragt, beste Wünsche für das Wohlergehen der internierten Deutschen zu übermitteln.

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez. v. Pentz, Rittmeister u. Adjutant.



In Weihnachtszeiten.

*In Weihnachtszeiten reis' ich gern
Und bin dem Kinderjubiläum fern
Und geh' in Wald und Schnee allein.
Und manchmal — doch nicht jedes Jahr —
Trifft meine gute Stunde ein,*

*Daß ich von allem, was da war,
Auf einen Augenblick gesunde
Und irgendwo im Wald für eine Stunde
Der Kindheit Duft erfühle tief im Sinn
Und wieder Knabe bin* H. Hesse.

Maler Hans Bachmann †.

Ernst Günther, Basel.

Am 13. November starb in Luzern im Alter von 65½ Jahren der Kunstmaler und Professor der Kunstgewerbeschule Hans Bachmann. In der letztgenannten Eigenschaft war der Verstorbene seit dem 27. Oktober 1916 Lehrer einer großen Zahl von Internierten, die an der Luzerner Kunstgewerbeschule ihre durch den Krieg unterbrochenen Studien weiterführen. Wir haben dem teuren Toten, der jedem von uns als Künstler und Mensch so nahe stand, recht viel zu danken; mit ihm ist aber auch ein in seinem Wesen urdeutscher Künstler dahingegangen, so daß Professor Bachmann auch an dieser Stelle eine eingehende Würdigung verdient.

Wer von uns in alten illustrierten Zeitschriften blätterte, wem gelegentlich die Prachtausgabe von Jeremias Gotthelfs Erzählungen in die Hände kam oder wer die letzten Kunstausstellungen in Zürich, Bern oder Luzern besuchte, der lernte auch Hans Bachmann, den Maler der Küssnacher Tellskapelle, kennen. So oft ich meinen hochverehrten Lehrer in seinem Atelier besuchte, immer verweilte ich am liebsten vor der Wand, die von oben bis unten mit Landschaftsstudien bedeckt war. Der erste Blick nach

diesen Stimmungsbildchen, die jede Gegend der Schweiz zu jeder Jahreszeit festhalten, läßt uns in Bachmann den Impressionisten erkennen. In diesen flüchtigen Skizzen blieb er so dem Eindruck treu, daß oft der Beschauer mit ziemlicher Sicherheit die jeweilige Tagesstunde erraten kann. Auf vielen dieser Studien erkennen wir den Pilatus. Das war sein liebster Berg. In den letzten Jahren, wo der Künstler regelmäßig seinen Ferienaufenthalt auf dem Bürgenstock nahm (die dortigen Internierten kannten wohl alle den etwas behäbigen alten Herrn), kehrte der trotzig Berg, der sich von dort aus gesehen gegen die ganze Alpenwelt aufzubäumen scheint, auch auf vielen seiner großen Landschaftsbilder wieder. Aber nie finden wir bei ihm dieses Trotzige des Alpenriesen irgendwie überhöht, wie es bei Hodlers Darstellung der „Jungfrau“ der Fall ist; immer umschwebt ein leichter Schleier den sagenumwobenen Berg. Es mag dies in der Malweise meines Meisters begründet sein, die den Hintergrund in dämmernder Ferne allmählich vergehen läßt, wodurch jedoch der Vordergrund nur um so klarer und farbenfreudiger wirkt. Aber auch etwas Gewolltes mag in dieser Darstellungsart liegen: das Bestreben, die Natur dem Menschlichen näher zu bringen. Darum finden wir auch bei diesem vorzüg-

Sonst füllte Buntdämmer das gewaltige Dominnere; denn silberlichtdurchströmt standen die anderen farbigen Fenster des Heiligtums. In der Höhe aber verschattete die Dämmerung, und es schien, als wüchsen die herrlichen Pfeiler aus einem Geheimnisreich in zeitlose Nacht.

Da sprach in Andacht: „Kampf und Erlösung!“ der Musiker. Leise hat er es gesprochen und doch schwebte dies Wort in der steingehaltene Tiefensamkeit.

Die Orgel setzte ein. — — —

Urwelten dröhnten ihren Donner herauf. Dann schwoilen aus den Abgründtiefen tosende Wirbel näher und näher. Es war wie das Toben entfesselter Wut, das Emporbranden leidenschaftgehetzter Horden. Ganz von fern tönte eine Schalmel. Doch ihre helle Lieblichkeit versank schnell im finsternen Chaos. Da sprangen erzen Fanfarenklänge auf und der brandenden Finsternis entgegen. Heilige Wacht des bedrohten Landes! Sie wuchsen hoch in schimmernder Klarheit. Hinter ihnen aber reckten sich nun die streitbaren, wirklichkeitsvollen Stimmen des Werks empor und schritten einher in brausender Wucht und eherner Kraftgeschlossenheit. Und über den reisigen Scharen schwebte ein Heerbann klingender Liederseelen.

Nun begann ein Wogen und Wirbeln. Schlachten tosten erdhin. Haß und Liebe, Finsternis und Licht kämpften miteinander einen Gigantenkampf. Dumpf gewitterte das tiefste C der Orgel. Nun erlöste der Spieler die hehre Klangmajestät des Werks, und die unerhörte Gewalt des Menschenkampfes ward offenbar und schüttelte hin. Da war's, als sei der Dom von der Tiefe bis zur letzten Höhe ein schwingender Urklang des Weltgeschehens.

Mählich verwogte und verwirbelte der Kampf. Eine dunkle Stimme schlich einher, wie verummte Not schleicht; leises Weinen, inbrunstzitterndes Beten tönte in ihren schleifenden Gang. Dazwischen klang eine trauerdumpfe Stimme von Tod und Verderben. Trostlosigkeit wollte walten. Eine schwere Stille stand auf.

Da kam's himmelher wie ein Hauch, lieblich und doch Trostes voll wie Engelsingen: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“. Das Fernwerk sang in Domshöhe und sein Klang war so erdgelöst, so unerfaßbar schön. Und von der Erde hinauf schwangen sich nun die Stimmen der Gottwissenden, Gotteinigen, und es war da ein neues Auftönen der Kraft aus nie geahnten Tiefen. — Gnade strömte. — — —

Dann setzten wieder Trompeten ein. Neu ward der Kampf und brauste noch einmal verwirrender, erschütternder denn zuvor über die Erde. Die Mächte der Finsternis wuchsen schier ins Maßlose, aber die Kraft des Lichts verjüngte sich aus sich selbst und Gottes Seele. Der Weltkampf toste zur letzten, erdmöglichen Wildheit. Des Spielers Seele entfesselte noch einmal

alle Klanggewalt der Orgel. Tonfluten stürzten und donnerten gegeneinander, brachen zurück und wieder empor, bis endlich, endlich siegreibausend des Lichtes Flut die ohnmachtzischende Finsternis überdeckte.

Des Sieges goldene Tuben tönnten, tönnten der Seelen Erlösungssturm. Banner wallten auf, umloht von der Sonne hohem Licht. Heilige Glockenchöre jubelten Dank der Siegermillionen. Was brandet aufs neue heran? Das ist nicht mehr dumpf-wuchtende Finsternis, ach, es ist Friede-Freude der heimatseligen, heimwallenden Heere.

Nun schwingen ihre Seligkeiten und die der arm-breitenden Heimatseligkeiten ineinander zu einem heiligen, wundererhabenen Lichtakkord. — — —

Die Orgel schweigt!

Des Domes Quadern zittern. Klangherrlichkeit verströmt. Die Freunde sehen einander nicht mehr; denn des Mondes Glanz ist mählich versunken. Aber es hört einer des andern tiefes Atmen.

Nach kurzer Pause setzt der Meister zur Fuge ein. Was jetzt beginnt, ist des deutschen Sieghelden Seelenkampf. Das Thema klingt in einer Mittelstimme auf. Der Siegheld schreitet höhenwärts. Da springt ihm aus schwer-schwüler Nacht, dämonisch verzerrt, das Böse nach. Doch der Heldige schreitet weiter — jetzt hängt sich der Dämon ihm an. Die Themen versinken ineinander, durchwirbeln einander. Wer wird siegen? Da tönt das Thema in der Oberstimme an, rein und klar, himmlischen Glanz herniederklingend. Jetzt webt es verwirrend, erdhaf, lockend in der andern, bisher untätigen Mittelstimme. Geigen und Flöten schlingen einen süß-seligen Reigen; alle Lust der Erde singt und wirbt. Das Bacchanal der Freude rauscht.

Durch alle Register und Lagen, in allen Harmonien und Dissonanzen schwingt das Thema. Da sänftigt sich der Sturm der Seele. Der nun zur hohen, reinen Heldigkeit Geläuterte schüttelt die dunklen Gewalten von sich und stürzt sie in die Nacht, aus der sie kamen.

Nun wandelt er in leuchtender Reinheit empor. Huldstimmen der Höhe schweben über ihm, jetzt weben dunklere darein, Stimmen der Erlösten aus ewigen Gefilden, segensingend, heilig-jubelnd. — — Im Osten bricht der Sonne erster Strahlenspeer in die Nebel der Erde. Sie sinken vor der Zaubergewalt. Nun dehnt sich unendlich die tagerglühte Ferne, ein morgen-selig Land. Des Sieghelden Seele bebt in wundersüßer Andacht. Engel schweben nieder und umdienen ihn.

„Sieg, Sieg!“ klingen die Gipfel der Höhe und rauschen die Wälder der Tiefe. Vom Himmel aber tönt eine vaterliebe Stimme: „Du bist der Erde wahre Königin, du meine deutsche Seele!“

Die himmlischen Stimmen jauchzen, es flutet der Sonne heiliges Licht, und die Erdgeborenen singen ihres Lebens Psalmen.

Ein letzter, ein Strahlenakkord erbraust: Himmel und Erde tönen in eins.

Kapelle erzählt, dem Gedichte Uhländs folgend, Tells Tod: er rettet einen Knaben und wird dabei selbst von den reißenden Fluten der Reuß mitgerissen. Das Bild an der Außenwand hält die Szene fest, die sich in der Hohlen Gasse abgespielt hat. Den meisten Internierten wird nur das Stückelberg'sche Bild aus der Tellskapelle am See bekannt sein, das auch von Geßlers Tod erzählt. Während dieser Maler den getroffenen Geßler in den Mittelpunkt des Bildes und auch unseres Interesses stellt, hat Bachmann bewußt das Volk in den Vordergrund gerückt. Die verzweifelte Armgard mit ihren Kindern füllt den Mittelraum, darüber ragt die Person des Erretters und so wird das Werk zu einem Teilsbild. Durch diese Anordnung wird auch für den Hochzeitszug Raum gewonnen und wir empfinden etwas von dem Kontrast, der auch aus Schillers Schauspiel spricht. Als ich Anfang November Professor Bachmann erzählte, in welchem Zustande ich dies Bild vorgefunden, bedauerte er, daß es ihm seinerzeit infolge baulicher Schwierigkeiten nicht möglich war, das Bild auf die getünchte Wand zu malen: „Aber-will's Gott, so male ich es noch einmal in hellen leuchtenden Farben auf die frische Tünche.“

Hell und farbig ist Bachmann in seinen letzten Werken geworden, und wer Bachmann aus der Zeit vor der Jahrhundertwende kannte, da die ehrenvollen Erwähnungen und Auszeichnungen sich häuften, wird durch diesen Wandel überrascht sein. Wie Sonne leuchtet es aus seinem großen letzten Landschaftsbilde „Kahnfahrt auf dem Vierwaldstätter See“, und sonnige Farben, die gar nicht mehr an die Düsseldorfer Palette gemahnen, zaubern den Reiz eines „Sonntagmorgen am Niederrhein“. Darum fällt es schwer, Bachmann einer Schule zuzuweisen: In seinen Landschaftsstudien gemahnt er an Liebermann, als Genremaler ist er ebenso scharf von Vautier wie von Defregger zu trennen, als Porträtmaler erinnerte er mich an Leibl; denn auch seine Köpfe sind rein malerisch aufgelöst, man fühlt die Anatomie des Schädels hindurch und doch ist die Farbe locker und lebenswarm.

Ein Künstler, der bei so stark ausgeprägter Eigenart doch bis ins hohe Alter wandlungsfähig bleiben konnte, mußte wie berufen erscheinen, Lehrer einer neuen Generation zu werden. Die zahlreichen Internierten, die seinen Unterricht im Ölmalen und im Figuren- und Akteichnen genossen, waren auch wohl mit seiner Art zufrieden. Wohl selten werden sich an einer Schule derartige Gegensätze in der künstlerischen Ausdrucksweise zusammenfinden, wie es an der Luzerner Kunstgewerbeschule der Fall ist. Gewöhnlich besucht ein Künstler die Akademie, die seiner Eigenart gerecht wird. Hier kamen aber Internierte von den verschiedensten deutschen Fachschulen zusammen. Jeder brachte verschiedenes Können und, was unseren Lehrern die Arbeit erschwerte, oft geradezu gegensätzliche Kunstanschauungen mit. Das Verdienst unsers hochverehrten Professors war es nun, daß er die Wesensart jedes einzelnen zu würdigen suchte. „Ich bin der größte Feind jedes Manierismus“, war sein oft gebrauchter Ausspruch. Beim jungen Talent, das nach einem eignen Ausdruck suchte, beschränkte sich seine Korrektur nur auf Sachliches, rein Technisches. „Mit Gottes und Hans Bachmanns Hilfe“ konnte auch in den schwierigsten Kopf etwas Ähnliches hineingezeichnet werden. Für jeden seiner feldgrauen Schüler hatte unser „Professor“ ein freundliches Wort und selbst der Tadel war mit fröhlichem Humor gewürzt. Er gehörte zu den Lehrern, die nicht zur Arbeit zu mahnen brauchten, eher mahnte er zum Maßhalten, wenn ihm unser gesundheitliches Aussehen nicht gefiel. Er verstand es eben, durch sein eignes Beispiel der Pflichttreue einzuwirken. Während seiner langen Lehrtätigkeit hatte er nie eine Lehrstunde versäumt, es sei denn an seinem Todestage gewesen.

In seiner aufopferungsreichen Arbeit an uns Internierten sah Professor Bachmann eine Pflicht der Dankbarkeit gegen unser Vaterland. In Düsseldorf unter Hoff's und Gebhardt's Leitung hatte er seine künstlerische Ausbildung erhalten. Bei unsrer Weihnachtsfeier 1916 erzählte er, wie er schon als Kunstschüler regen Anteil an der politischen Entwicklung Deutschlands genommen habe,

wie er dem neugeeinten Reiche in den Entwicklungsjahren mit regem Interesse gefolgt sei, und wie er nun mit bebender Seele den schweren Kämpfen draußen folgen müsse. Professor Bachmann gehörte eben zu den Schweizern, die sich auch in den Tagen des Weltkrieges bewußt blieben, daß sie das Beste ihrer Kulturgüter dem nördlichen Bruderlande verdanken.

Bei meinem letzten Besuche machte ich dem Künstler den Vorschlag, er möge doch auch einmal ein Kriegsbild malen. Es brauche ja kein Schlachtenbild zu werden, aber eine Episode aus dem Interniertenleben könnte ihm doch recht nahe liegen, zumal er all unsre Leiden und Freuden kenne. Doch der alte Meister schüttelte energisch sein graues Haupt: „Sie wissen ja, wie sehr ich unter dem Kriege leide — und wenn ich da einen von Euch so immer vor mir sitzen hätte, dann müßte ich erst recht an Euer Schicksal denken — und dann: es liegt mir nicht.“ Daran, daß ihm der Tod allzufrüh den Pinsel aus der Hand nehmen würde, hat er wohl nicht gedacht. Ehre seinem Andenken!

Das Spiel in der Nacht.

Von Reinhold Braun.

Die zwei Freunde, der Dichter und der Musiker, saßen schon stundenlang beieinander. Längst umschattete sie tiefe Nacht; nur ein schmaler Mondlichtstreif floß durch eins der kleinen Fenster der kahlen Stube, die dem feldgrauen Musiker zum Quartier diente.

In die dunkle Stille klangen leise die Worte der Freunde, schwere, heilige Worte von den letzten Dingen. Meister Ekkehards Seele war mit ihnen. Sie webten im Gottmysterium. Und dann glitt ihr Denken, also mit Heiligem gefüllt, nieder zu des Lebens Wirklichkeit. Von der deutschen Seele redeten sie und von ihrem großen Erlösungstage aus Kampf und Not zu Frieden und Freude.

Und plötzlich, doch still und sanft, ergriff der Musiker seines Gastes Hand, zog ihn empor und leise mit sich fort. Sie schritten aus dem schlafenden Hause über die mondbeglänzte Straße hinüber nach dem Dom der fremden, von den deutschen Truppen besetzten Stadt.

Seit Monaten versah der Musiker des Organisten Amt in der Kathedrale bei den deutschen Gottesdiensten. Ohne ein Wort miteinander zu reden, schritten die Freunde. Hoch stand der Dom in wundervoller Mächtigkeit im Ruheglanz des Mondes.

Nun standen sie vor einer kleinen Seitenpforte, die der Musiker öffnete und hinter ihnen wieder verschloß. Dann zündete er eine Kerze an, und in ihrem Flackerlicht und durch die feuchtkalte Quaderluft stiegen sie die Treppe empor. Schweigsam. — — —

Sie standen vor der hohen Orgel. Der Musiker setzte sich still auf die Spielbank. Der Dichter lehnte sich an einen Pfeiler. Des Doms Nachtstille empfing sie. Mondglanz floß durch ein weißes, hohes Fenster über die Orgel hin — sie stand wie eine Burg aus lauterem Silber, ihre schimmernde Turmwehr hochreckend in Wucht und zaubervoller Pracht.

Wenn nur der Schieber mit der Hand zu erreichen gewesen wäre! Da spürte er in den Füßen einen Ruck. Er hob den Kopf zum Ingenieur: „Fühlen Sie nichts?“

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant! Das Heck ist aufgestoßen, bo'rt sich in den Schlick.“

Also mußte er Hilfe erbitten. Bergauf tappte er sich durch das Dunkel in die Zentrale zurück:

„Telephonboje hoch!“

Im Okular schimmerte nur das Grün des Aquariums. Auch das Periskop hing schon unter Wasser.

„Wie tief sind wir, Hirlichingen?“

„Dreizehn Meter!“ Er wies auf die Schaulöcher. Barenheim hielt die Augen dicht gegen eine der dicken Scheiben. Achtern stand der Schlamm bis zum Fenster. Langsam schien das Boot tiefer in die weiche Masse zu versinken. Es galt, den Bug vom Schlick klar zu halten und zu heben. Trotzdem konnte die Bergung lange dauern und der Bericht nachher! Aus der Hochzeit wurde für ihn nichts. Armes Gretel! Doch seine Leute durften nicht unruhig werden: „Hirlichingen, rufen Sie mich, wenn telephoniert wird!“

Erging zur Mannschaft im Mittelraum unter der Zentrale. Jeder Mann stand auf seinem Posten und schonte lässig ein Bein, als ob er von Gefahr nichts ahne. Ernst wollte aufklären, ohne Angst zu machen: „Leute, das Heck ist aufgeschrammt! Bleibt ruhig, bis ihr geborgen seid. Vorläufig sehe ich keine Gefahr. Es handelt sich um eine Geduldprobe, die lange dauern kann.“

Alle schienen ihrer Nerven Herr. Damit sie guten Mutes und geduldig blieben, erklärte er ihnen, wie der Bergungsdienst vorbereitet war. Taucher, ein Hebekran und der „Vulkan“ wären jetzt schon gerufen und unterwegs.

Sie blickten gleichgültig, pomadig, und hörten mit halbem Ohr, etwas dösig, wie gewöhnlich deutsche Soldaten und Seeleute, wenn Vorgesetzte zur Masse sprachen. Mancher pennte dann mit offenen Lichtern, und eigentlich dachte jeder: Mich kann er nicht meinen, sonst würde er mich beim Namen rufen.

„Telephon, Herr Kapitänleutnant!“

Barenheim tastete sich zur Zentrale zurück. Versbach selbst mußte in seinem Faltboot oben bei der geborgenen Telephonboje sitzen, denn seine Stimme rief: „Hier Kommandant, U 101.“

„Hier Barenheim. Habe Wassereinbruch im achteren Maschinenraum. Heck sitzt fest. An Bord alles wohl.“

Nach kurzer Pause, wohl des Nachdenkens, rief Versbach zurück: „Fahre sofort ‚Burggraf‘ entgegen. Benachrichtige unterwegs ‚Vulkan‘ und Torpedowesen. Telephonboje bleibt im Faltboot. Gott befohlen, Barenheim!“

Kühler schien die Kellerluft, denn besorgt klang die Stimme von oben. Gott befahl ihm der Gruß des Kameraden! Hirlichingen stand schweigend, und regungslos der Rudergast. Die Nadel im Kompaß zitterte wie in Furcht. Vom Achterraum klang gedämpft die Stimme des Ingenieurs durch gespenstisch unterirdisches Klopfen und Hammern. Barenheim ging, die Arbeit zu überwachen.

Nach vierzig Minuten rief Hirlichingen. Ein schwarzer Schatten verdunkelte von oben die Zentrale. Am Telephon meldete sich der Wachoffizier von „U 101“: „Flaggschiff liegt bei. Hebekran ‚Ems‘ unterwegs, auch ‚Vulkan‘ benachrichtigt. Geschwaderchef leitet Bergungsarbeit, bis Inspekteur Torpedowesens eintrifft.“

Da flackerte das elektrische Licht auf, verlosch wieder, flammte zuckend nochmals . . . wahrhaftig . . . brannte wieder! Schwächer und rötlicher als sonst, aber doch stetig schien es.

Der Ingenieur riß die Tür auf. Freudige Erregung trug seine Miene. Hände und Unterarme waren schwarz und fettig bis zum aufgekrempten Ärmeltuch. Ehe er Meldung machte, befahl der Kommandant: „Lassen Sie achtern pumpen! . . . Hirlichingen, Sie rufen mich, falls das Vorderschiff fällt!“

Barenheim folgte dem Ingenieur. Der Stromdruck war stark genug, die Hauptlenzpumpe zu treiben. Nach einer Stunde hatte sie die Bodentanks geleert. Erst berichtete den Erfolg nach oben und ließ die Pumpe im Maschinenraum arbeiten, aber noch um drei Uhr stand dort das Wasser gleich hoch wie am Morgen. Nur neu

einbrechendes ließ sich durch Pumpen verdrängen. Das war befriedigend genug.

Der Gedanke, einen Gruß an Grete zu schicken, kam Ernst, aber er verwarf ihn. Wie die Mannschaft, mußte auch er schweigend und zuversichtlich den Vorgesetzten vertrauen.

Liebe, kleine Grete! Was mochte sie jetzt denken, wie aussehen und wo, in welcher Stube sitzen? Nein! Sie weinte nicht. Sie war Soldatenkind.

Gewiß war vormittags auch schon bei den Eltern in Magdeburg eine Depesche eingetroffen, damit Zeitungsnachrichten nicht ihre Ruhe störten. Peinlich blieb nur, daß der Admiral seine Hochzeit versäumte, denn er wich nicht vom Fleck. Nicht als Onkel wartete er oben, sondern als Admiral, als einer der Vorgesetzten, denen das schlichte Vertrauen der Leute galt.

10.

Vom Deck des ‚Seeadler‘ sah General Barenheim eine Stadt von Stahl und Eisen über dem gesunkenen Boot seines Sohnes schwimmen. Glänzend, wie unter blanker Politur schimmerte hundert Meter vom ‚Seeadler‘ das graue Farbenkleid des Flaggschiffs ‚Burggraf‘. Deutlich sichtbar stützte dort der Bruder und Geschwaderchef die Hände auf das Geländer. Den Kopf gesenkt starrte er auf das Wasser zwischen Kran und Boot, wenn er nicht zum Megaphon in der Hand des Matrosen neben ihm griff, um Befehle oder Fragen zu rufen. Kurz und herrisch klang seine Stimme, aber auch tiefernt, und doch beruhigte es, sie zu hören. Des Sohnes Leben schien in guten Händen.

„Herr General, Sie quälen sich, ohne helfen zu können. Warum wollen Sie nicht ins Hotel gehen oder unten in meiner Kajüte ruhen?“

Mit warmer Herzlichkeit sprach der Konteradmiral und Inspekteur des Torpedowesens und hob bittende Augen zu dem hochgewachsenen Kameraden von der Armee.

Der General blieb regungslos: „Ich hoffe, daß Sie ihn mir bald bringen werden!“

„Herausholen werden wir Ihren Herrn Sohn, aber noch mögen Stunden vergehen.“

Der General schwieg. Sein Blick glitt wieder über die schwimmende Stadt. Der Helfer gab es genug. Zweifel und Sorge aber weckten ihre Mienen. Die Offiziere des ‚Seeadler‘ sprachen im Flüsterston. Stumme Matrosen richteten große, ernste, betrübte Augen auf den fremden Besucher. Ihr Blick zollte ihm jene Ehrfurcht, die den vom Schicksal Beraubten grüßt.

Aus den Augenwinkeln schielte er zu des Bruders Schiff. Geschäftige Offiziere und Matrosen hasteten über das weite Deck, als ob sie auf Zehen gingen und nicht laut aufzutreten wagten.

Es ging überhaupt merkwürdig auf dem Flaggschiff zu. Die Mannschaft hatte sich auf das Signal nicht in die Hängematten gelegt und kein Offizier sich darum gewundert. Die Leute wispernten in Ecken und Winkeln zusammen. Ihre betrübten Gesichter verrieten den Kummer, Kameraden in Not nicht helfen zu können. Wach wollten sie wenigstens bleiben für den Fall, daß ein Wunder gerade ihnen unter Tausenden die Möglichkeit bot, eine Hand zu leihen. Niemand schien ihnen befehlen zu wollen, aber bevor Pfiff oder Signal erging, standen sie für die Pflichten des Routinedienstes bereit. Leise, auf Zehen schleichend, gingen sie ihrer Arbeit nach. Mit ernster Vertraulichkeit traten sie dicht zum Offizier, vor dem sie sonst auf fünf Schritt Abstand die Hacken zusammenhauerten. — Sie wußten, daß, wenn das U-Boot endlich über Wasser schwebte, Freiwillige unter Lebensgefahr hineinklettern würden. Darum hatten sie sich seit dem Nachmittag still und heimlich, damit kein Kamerad ihnen zuvorkomme, in langem, noch immer nicht endendem Zug zum Ersten Offizier geschlichen. Den Gefürchteten, vor dessen Stimme sie sich sonst versteckten, suchten sie auf und baten, „dabei“ sein zu dürfen, wenn es nächster gälte.

Ein Taucher wurde auf den luvwärts vom gesunkenen Boot ankernden Kran ‚Zwei‘ geseilt. Rücken voran, kam er auf der flachen Bordwand zu sitzen und hob den schweren Helm vom Kopf.

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Also war die Maschinerie bereit und die Mannschaft auf ihren Posten.

Versbachs Boot verschwand unter Wasser. Auch 'U 102' sollte tauchen. Barenheim legte selbst Hand an, um sich mit dem Mechanismus des Bootes vertraut zu machen. Ein Kurbel ließ er spielen. In einem Schwanken, das Unachtsame zu Boden schleudern konnte, senkte sich das Fahrzeug. Er mußte sich in den Knien wiegen, aber mechanisch tat es bald der Körper, während Hirn und Auge staunend sich an den Wundern der Tiefe freuten. Durch die Schaulöcher sah er in Gottes Aquarium. Runde Quallen, bald tellerflach, bald wie zum Fingerhut nach unten gebogen, schleppten ihre langen Fäden auf und nieder. Fische, klein und groß, plump und schlank, strichen vorbei oder flitzten nach flinker Wendung davon.

Ganz still ließ er das Boot für Minuten in vierzehn Meter Tiefe liegen. Nein, es war nicht die Gruft aller Seemännchen! Das Boot schien Seemanns Meisterstück. Zum Schlummer wie in einer Wiege konnte er sich ins weite, breite Bett des Meeres schmiegen. — Ein Unterwasserschallsignal klang aus der Ferne durch das tiefe, feierliche Schweigen. Die Glocken von Vineta läuteten. In einer Kirche durfte er sich glauben, und der Zauber einer neuen Waffe nahm ihn gefangen. Mochte es der Jugend schöner gelten, droben im Licht des Tages, hier in kühler Kellerluft nahe dem Meeresgrund fand einen stolzen Beruf der denkende Führer, der dem Wagen das Wagen verband. Haushälterisch mußte er die wenigen Geschosse sparen und nur mit der Gewißheit zu treffen sie gegen ein Ziel schleudern.

„Höhens euer!“

Bald ragten die beiden Spitzen des Seerohrs wieder über das Wasser. Pendelnd schwang sich sein Boot nach oben, bis es wenige Meter unter dem Wasserpiegel schwamm. Auf und nieder mußte die Ente tauchen, bis er in dem Gefühl, sein Fahrzeug in der Hand zu haben, durch die Schleuse glitt. Eigenartig befriedigend war das niegespürte Hochgefühl, mit dem er dann, reine Luft atmend, auf dem Rand des offenen Turmdeckels saß.

Tief, dankbar und froh atmete er auf, als er am 26. Januar das Boot am Staden festmachen ließ und Heydebreeg am Pier sah. Des Freundes Hände waren in den Taschen des Palétots vergraben. Wie gewöhnlich grüßte er nicht, sondern rief durch das Wehen: „Einen Tag zu früh! Wilhelm kann er nicht heißen, Moltke und Bismarck sind tot, also tauf ihn nach mir!“

Ernst verstand. Schnell war er am Ufer: „Woher weißt du es?“

„Bin dem Doktor begegnet und hergelaufen. Frau Gemahlin und Herr Sohn sollen sich eines geradezu unverständlichen Wohlseins erfreuen.“

Dabei machte er ein Gesicht, als wäre alles sein Verdienst, als sei er Vater und Doktor zugleich.

In einer Droschke fuhr Barenheim nach Hause. Wirklich konnte Grete lächeln, als sie auf das Dingchen in der Wiege zeigte.

Das war sein Sohn! Eigentlich mußte er ein Lachen verbeißen. Anzufangen wußte er nichts, als sein Gretel auf Mund und Hände zu küssen.

Pflichtgemäß trat er während der nächsten Tage und Wochen an des Kindes Wiege, aber das Gefühl der Scheu überwand er nicht. Trotzdem dachte er unterwegs auf der Fahrt oft an den Jungen, aber wählte ihn dann älter, glaubte mit ihm plaudern und ihm gute Lehren geben zu können. Darüber wurde ihm der Bengel lieb. Er sehnte sich nach ihm, lief hastig nach Hause, um zu hören, ob er getrunken und gut geschlafen habe, aber stand wieder ratlos vor der Wiege, starrte auf das Kind als auf ein Rätsel, auf ein Dingchen, mit dem er nichts anzufangen wußte.

Sogar der Admiral schien das zu spüren. Als bei seinem ersten Besuch am Tag vor der Taufe Grete mit

dem Kind aus dem Zimmer gegangen war, ließ er sich ein Streichholz für die Zigarre reichen: „Vor einem Steckkissen werden wir alle zu Heuchlern. Wir stammeln Komplimente, aber wissen nicht, was wir tun oder sagen sollen.“

Um so mehr bewunderte Ernst Grete, die für das Dingchen zu sorgen verstand. Wunder schien sie zu vollbringen. Von Tag zu Tag verehrte er sie mehr und sorgte sich um sie, weil sie seit der Geburt des Jungen zarter schien. Aber er konnte sie nicht bereden, an ihre eigene Gesundheit zu denken, und wenn er sah, wie sie den Jungen nicht aus den Augen ließ, wie des Kleinen Wohlsein sie glücklich, der Gedanke an Krankheit aber zittern machte, lernte er ihre Furcht teilen und sein Söhnchen inniger lieben. Doch Ernst Wilhelm, wie er seit dem ersten März hieß, war ein starkes Kind, und Grete darum bereit, ihn während des Onkels Hochzeitsfeier für zwei Tage seiner Wärterin anzuvertrauen. Vorher, in der mit Montag, dem 30. März, beginnenden und am Freitag, dem 3. April, endenden Dienstwoche, sollte die Rotte der beiden neuen U-Boote an der Übungsfahrt des Ersten Geschwaders der Hochseeflotte, befehligt vom Vizeadmiral Barenheim, teilnehmen.

Am Montag früh, dem Tag der Ausreise, ließ der Geschwaderchef sich Vortrag über ihre Erfahrungen mit dem neuen Typ halten und stellte ihr Wochenprogramm auf. Am Donnerstag war es abgespielt bis auf die Nachtübung, die Freitag früh mit einem Angriff des Geschwaders gegen die Befestigungen der Jade enden sollte.

Bei Tagesgrauen schon flatterte vom 'Burggrat' das Signal, das 'U 101' und 'U 102' in den Hafen schickte. Einer supponierten Flottille unterstellt, hatten Versbach und Barenheim den Auftrag, mit Unterstützung der Küstenbatterien die Einfahrt des Geschwaders zu verhindern. In Sehweite der Stadt blieben beide Kommandanten auf wenige Meter Entfernung nebeneinander liegen. Mit ihren Wachoffizieren saßen sie auf dem Rand der offenen Turmluken und plauderten von Bord zu Bord. Versbach blickte nach Norden.

„Da!“ rief Hirlichingen. Rauch schwärzte den nördlichen Horizont.

„Wir fahren ihnen entgegen“, rief Versbach als der Ältere und verschwand in seiner Turmluke.

Auch Barenheim ließ den Deckel dichten, trat in der Zentrale auf seinen Platz hinter dem Rudergänger und schickte sich an, im Kielwasser von 'U 101' zu folgen.

„Elektrisch“, befahl er.

So fuhr das Boot lautlos ohne das Entengeschnatter der Petroleummotoren. Versbachs Ente tauchte. Durch einen Ruf in das Sprachrohr ließ Barenheim die Luftsauger arbeiten.

Den Befehl an das Tiefensteuer rief er ins Rohr. Pendelnd glitt 'U 102' in die feierlich stille, bläulichgrüne Wassergrotte.

Im Okular des Seehrohrs sah Ernst über Versbachs Periskop hinweg die aus der Ferne näherfliegenden Rauchfahnen. Graue Schiffsleiber wuchsen unter ihnen.

... Eigentümlich schlingende Bewegungen machte 'U 101' neben den gewohnten des Pendelns.

„Oberleutnant Hirlichingen, übernehmen Sie die Führung!“

Barenheim trat aus der Zentrale. Das Heck des Bootes schien sich zu senken. Ganz plötzlich fiel es. War achtern Wasser eingebrochen? Bergab, fast gleitend, hastete er nach hinten. Das elektrische Licht flackerte merkwürdig.

„Öllampen bringen!“ rief er. Die Motoren standen still. — Es war finster. — Verflucht, daß gerade heute das passieren mußte! Wenn er hier hängen blieb, konnte er nicht nach Hamburg fahren. Grete würde warten — vielleicht in Angst — und auch der Onkel sich verspäten, weil er immer wissen wollte, was geschehen war.

Bei Lampenlicht schauend, horchend, die Augen wie Ohren anspannend, suchte er mit den Leuten den achteren Schott ab und ließ den Ingenieur rufen. Ein Gurgeln oder Rauschen glaubte er unter dem Propellermotor zu hören. Zu sehen war das Wasser nicht, aber zweifellos brach es durch die Mündung des Ventilationsrohrs ein

aus dem silberblanken Gekräusel hob. Zu spät! Die Boje war gesunken, aber vor fünf Minuten hatte Kapitänleutnant Barenheim nach oben gemeldet: „Alles wohl!“

Seine Leute standen schläfrig und fröstelnd, aber zuversichtlich im Maschinenraum oder arbeiteten an der Pumpe. Rettung war nahe, denn ein Ruck der Hebestropfen vom Kran schien das Heck in seinem Schlammbett zu lockern und riß den Bug so hoch, daß das Sehrohr sich über Wasser hob. Im Okular sah Barenheim unter grellem Licht eine schwimmende Stadt. Dort lag das Flaggsschiff mit dem Onkel, der seine Hochzeit versäumte, um Untergebene zu bergen, und gegenüber der kleine ‚Seeadler‘ unfern vom steilen Gerüst des Krans. Im Kreise ankerte das erste Geschwader der Hochseeflotte um den Unfallort. Alle verzichteten auf den Tag der Erholung an Land und im Heim. Doch in zwei Stunden etwa würden sie nach Hause fahren können. Länger dauerte es nicht mehr, bis er reine Luft atmen durfte. Hier im kalten Raum war sie schwer und stickig.

Wieder flackerte das elektrische Licht. Leiser, schwächer stampfte die Pumpe. Er trat aus der Zentrale und rief in den Maschinenraum: „Öllampen!“

Der Ingenieur und zwei Mann kamen mit ihnen gelaufen.

„Nach Achtern! Gehen Sie voran!“

Ein Knall erschütterte das Fahrzeug. Das elektrische Licht versagte. Die Pumpe stand still. Schweigen des Grabes hing im kellerkalten Dunkel.

„Kurzschluß durch Wasserüberflutung muß die Akkumulatorenbatterien gewaltsam entladen haben“, meinte der Ingenieur.

Barenheim riß dem Matrosen die Lampe aus der Hand und ging voran. Die plötzliche Entladung der hinteren Batterien hatte die nicht vom Wasser überfluteten erhitzt. Ihre Schienen glühten.

„Riechen Sie nichts?“

Der Ingenieur schnupperte: „Hartgummi brennt, Herr Kapitänleutnant!“

Barenheim riß die Augen auf und wies mit dem Zeigefinger in die Ecke. Bläulicher Dampf hing über der Glut der Schienen.

Durch sein Hirn zuckte Erinnerung an einen Bericht über den Unfall der ‚Pluviose‘. Das Torpedowesen hatte ihm das Heft vor Antritt seines Kommandos zum Studium geschickt. Genau wie die darin beschriebenen Dämpfe sahen jene über den Schienen aus. Die Mehrheit der Besatzung des französischen Bootes war daran erstickt. Ihm war, als spüre er in der Brust ein kratzendes Brennen, das zum Räuspern reizte.

„Kommen Sie nach vorn!“

Und hell und laut rief er ins Dunkel der kellerkalten Luft: „Besatzung in den vorderen Schott und dichten!“

Dort waren die Leute geborgen, bis Hilfe kam. Er sah und hörte sie, als sie sich beim matten Lampenlicht aufwärts nach vorn tasteten. Das Boot taumelte in den Trossen. Ein Mann stolperte. Ein anderer fiel über ihn. Der Kommandant hob die Lampe am Arm: „Vorwärts, marsch, marsch in den vorderen Torpedoraum!“

Auch mit einer Lampe in der Hand wartete dort an der Luke der Ingenieur.

„Gehen Sie hinein, Riehlmann, und lassen Sie hinter sich gut dichten. Sie sind mir für die Leute verantwortlich!“

Riehlmann verstand. Der Kommandant wollte draußen, in Gefahr zu ersticken, bleiben.

„Bitte, kommen Herr Kapitänleutnant mit!“ Noch weicher, aber auch entschiedener wurde seine Stimme: „Ich mag nicht ohne Sie nach oben! Lieber bleibe ich!“

Er wollte zwischen sich und den Leuten den Schott schließen. Barenheim packte ihn bei der Schulter und schob ihn in die Luke: „Gehen Sie!“

Dampf fiel hinter dem Ingenieur die schwere Pforte zum Leben zu. Der schwache Rückstoß der Luft war kalt wie Grabeswehen. Durch dichtere Dämpfe als vorher tappte Barenheim zur Zentrale zurück. Bleich standen Hirlichingen und Pfitzner in trübem roten Licht einer Lampe auf Posten. Der Oberleutnant hüstelte, als er hinter dem Kommandanten die Tür schloß.

Schnuppernd sah Barenheim dem jüngeren scharf in die Augen: „Hirlichingen, ich möchte Sie gern nach vorn schicken, aber vielleicht halten Sie länger aus. Also müssen Sie bleiben!“

Des Wachoffiziers Gesicht hatte sich gerötet, seine Stirn in Unmut gerunzelt: „Worum ich gehorsamst gebeten haben wollte, Herr Kapitänleutnant. Nach dem Reglement ist mein Platz hier!“

Verhaltener Groll zitterte durch des Leutnants Stimme. „Verzeihen Sie, Hirlichingen!“ Barenheim gab dem jüngeren die Hand, und plötzlich war ihm, als nähme er Abschied von allen droben, den Kameraden in der schwimmenden Stadt, und von der geliebten großen Organisation, die jetzt alle Kräfte für die Rettung seines Lebens anspannte. Noch galt es, ihr zu danken, ihr in die Hände zu arbeiten. Sein Blick fiel auf Pfitzner, den Rudergänger. Gesicht nach vorn, wie die Vorschrift befahl, und die Hand mit abgespreiztem Daumen nach Matrosenart lässig um den drallen Oberschenkel gelegt, drehte er die Kurbel, als ahne er nicht, daß er zum Tode verurteilt war. Armer Braver, der seinen Offizieren als Ordonnanz auf dem letzten Gang folgen mußte!

Das Boot hob die Nase. Pfitzner mußte mit der linken Hand nach einem Riegel greifen. Neben Hirlichingen lehnte Barenheim sich an die Hinterwand. Vor, nicht unter ihm stemmten seine Füße sich gegen das Metall des Bodens. Ein Knirschen und Zerren hörte er durch die Bordwände. Nach einem Ruck hing das Boot, frei vom Schlick, fast wagerecht. Wenn jetzt ein Wunder hüffe, kamen die Reiter nicht zu spät. Eilen mußten sie, denn über klopfendem Herzen mußte mehr und mehr die Brust sich zu mühsamem Atmen weiten. Durch die Ritze am Boden kroch feiner Nebel in den Raum.

Von vorn klang Klopfen, hart und geregelt vom Morsecode. Auch oben wußten sie ja vom Versagen des Telephons und fragten wohl an, ob alles wohl sei. Er schaute ins Okular. Vom ‚Burggraf‘ stießen Boote ab. Verschwommen, aber groß war ihr Bild, als sie hielten. Dicht beim Sehrohr mußten sie also liegen. Starr schienen Köpfe und Augen auf die beiden aus dem Wasser ragenden Spitzen gerichtet. Aus nächster Nähe standen die Kameraden bei, um den Vorteil auch von Sekunden auszubeuten. Sie wußten, daß Eile geboten war, und konnten nur warten ... warten ... warten, wie er, wie ... Greie!

Gretellie! Nur an sie nicht denken, solange Pflichten zu erfüllen waren. Noch lag das Leben von 28 Untergebenen im Bugraum in seiner Hand.

Er griff zum Dienstbuch am Nagel in der Wand, legte es auf die runde Glasplatte über dem Kompaß, schrieb das Wort Bericht und darunter Stichworte ...

Er schloß: „Hätte ein freiliegender Schieber am Ventilationsrohr vielleicht Unfall verhütet? Sonst Typ bewährt. — Barenheim.“

Die beiden Blätter riß er aus dem Buch und steckte sie in die Tasche.

„Drehen, drehen, Pfitzner!“

Der Mann schien müde.

Auch auf die eigene Brust drückte seltsame Beklemmung. Im Kopf war leichtes Schwindeln, aber sonst keinerlei Übelkeit außer dem Verlangen nach Schlaf zu spüren. Auch das hatte der Bericht vom Unfall der ‚Pluviose‘ prophezeit, und ein Mann der Wissenschaft gesagt, daß die Betäubung durch die bläulichen Dämpfe den französischen Seeleuten im Sterben wahrscheinlich freundliche Trugbilder vorgegaukelt habe.

In der Palettasche knisterte der eigene Bericht unter den Fingern. Durch das Sehrohr sah er die Boote mit Kameraden und Matrosen, und jetzt ... wahrhaftig ... die Barkasse des Onkels. Für ihn und sie alle droben war der Bericht geschrieben, des Dienstes letzte Pflicht erfüllt. Sie sollten fahren, weiter fahren! Mochten Flammen sie beim Fall aus der Luft fressen und unter Wasser die Wogen sie ersticken! Durch Feuer und Wasser ging der Wikinger nach Walhall und der Weg zur Macht. „Durch“ blieb das Feldgeschrei und „trotz alledem“ die Parole. Wenn ihm versagt war, des Onkels breite blaue Rabatten am Mantel zu tragen, sollte Ernst Wilhelm ein Herr des Meeres werden.

Vizeadmiral Barenheim griff zum Megaphon: „Wie weit sind sie unten?“

Der Offizier auf dem Kran schrie nach kurzem Wortwechsel mit dem keuchenden Taucher in den Trichter: „Stahlmatte vom kleinen Gien liegt um den Bug, macht weiteres Einsacken unmöglich. Hebestropp vom schweren Gien klar und fällt sofort. Wird am vorderen Hebehaken festgemacht!“

Er sah zum ‚Seeadler‘. Der Bruder stand im grauen Paletot wie er, die Hände am Geländer, einen Fuß hinter den anderen gehakt. Am rechten Stiefel blinkte ein Sporn. Unbeweglich wie ein Marmorbild hielt er sich. Er war immer hart, immer Mann und Soldat gewesen. Haltung und Miene verrieten nichts von dem Gram, den sicherlich der Vater spürte. Seit dreißig Jahren hatte er ihn nicht gesehen und gesprochen, und doch zog es ihn hinüber. Vielleicht nicht dem Vater Ernsts, aber ganz gewiß dem eines braven Untergebenen und Offiziers durfte er ein Wort des Trostes sagen.

Er befahl, seine Barkasse klarzumachen. Mit Brühl schoß er über das glatte Wasser zum ‚Seeadler‘.

Der General blickte zur Seite, als er den Bruder zum ‚Seeadler‘ fahren sah. Gewiß hatten die Admirale dienstlich zu reden.

Ein Arm griff fest und doch sanft um die Schultern, die das Dienen gebeugt hatte. Eine Hand umfaßte die Finger seiner Rechten: „Ernst!“

Der General regte sich nicht. Der Zorn und Trotz von dreißig Jahren ließ sich auch in einer Stunde des Grams nicht überwinden.

Fester umklammerten die Finger seine Rechte: „Ernst, ich höre, deine Frau ist im Hotel . . . Geh hin . . . Sie braucht dich!“

Im Gedanken an Mamachen schmolz eines Menschenalters Trotz. Wohl blieb das Gesicht noch zum Wasser gekehrt, aber weich und versöhnt kam es über die Lippen des Generals: „Gustav, mein Platz ist hier, bei meinem Jungen.“

„Dein Sohn, aber mein Untergebener ist unten. Wir beide wissen, wer von uns hier länger warten und mehr für deines Sohnes Rettung tun muß!“

Da hob der General die Augen. Im Geist des Dienstes verstanden die Brüder sich nach dreißig Jahren wieder und gaben einander die Hand: „Du hast recht, Gustav. Ich habe seine Mama zu trösten. Schicke uns Nachricht.“

Es war beiden, als hätten sie noch viel zu sagen, aber der Stunde Ernst schloß ihnen den Mund, auch während der Admiral den Bruder in seiner Barkasse zum Ufer trug. Dort wartete der Wagen. Der General fuhr ins Hotel und fand Mamachen, wie er sie verlassen hatte, auf dem Plüschsofa hinter dem Tisch mit roter Samtdecke. Also war sie nicht bei der Schwiegertochter in Rüstringen gewesen.

„Wir dürfen hoffen!“ sagte er in der Tür.

Aus verhärtetem bleichen Gesicht hob sie umflorte Augen zu stummer Frage. Er erzählte, trat neben sie, legte den Arm um ihren Kopf und die Hand um ihr Kinn. Sie schmiegte sich hinein.

„Wie lange warst du fort, Papa?“

„Zwei Stunden etwa.“ Er streichelte ihre Wange.

„Zwei Stunden? Was hatte sie in der Zeit angefangen, woran gedacht? Ihr Hun mußte leer gewesen sein. Erst jetzt sah sie überhaupt das Zimmer. Zwei Betten standen mit den Kopfenden an der langen Wand vor ihrem Sitz. Zwischen ihnen brannte auf dem Nachttisch das elektrische Licht einer Birne. Drei andere Birnen, nackt und unbekleidet, erhellten die Stube so grell, daß sie doppelt kahl und unwohnlich schien. Auch kalt mußte das Zimmer sein.

Der General fühlte ihr Frösteln.

„Gehen wir zu Bett, Mamachen.“

„Du willst dich hinlegen?“

Erstaunt, fast verletzt, verwundet in der Mutterliebe hatte sie gefragt und den Kopf gehoben.

Nein, er verlangte nicht nach Schlaf. Aber der Frau, deren tränenloser Gram ins Herz schnitt, wollte er über die lange Nacht der Sorge hinweghelfen. Er strich ihr über die Stirn. Nie war ihre Haut so faltig, ihr Haar so grau gewesen.

„Wir werden uns hinlegen, damit du morgen frisch für deinen Jungen bist! Bete für ihn, Mamachen.“

Sie sah das vierkantige Gesicht zittern, senkte den grauen Kopf gegen die Hände und schluchzte. Als ihre Tränen durch die Finger rannen, trat er näher und legte wieder die Hand um ihr Kinn: „Weine, Mamachen, weine!“

Sein Rat schien gut. Das Weinen brachte neues Hoffen. Doch dauerte es lange, bis sie die Augen aufschlagen konnte. Sacht trat er von ihr und schritt dann, die Hände im Rücken gekreuzt, auf und nieder über den Teppich, als ob Kummer und Sorge ihn jagten.

Da mußte sie mahnen, damit er zur Ruhe käme: „Gehen wir zu Bett!“

Als sie lagen, brannte lange zwischen ihnen das Licht. Beide fürchteten sich, es zu verlöschen mit einem „Gute Nacht“, das dem anderen wie Hohn klingen mußte. Sie schlossen die Augen und regten sich nicht, um einander Schlaf oder Ruhe vorzutauschen, aber überraschten sich, so oft sie in Sorge um den anderen zu einem prüfenden Blick die Lider öffneten. Wenn sie nur schlummern wollte, dachte der Mann, denn er hörte sie wieder leise schluchzen. Er sann, wie er sie beruhigen könne. Sein alter trockener Husten fiel ihm ein. Wenn das Leiden ihn geplagt hatte, war es vorgekommen, daß sie über der Sorge um ihn wohl gar ihres Kindes vergaß. Vielleicht brachte es ihr auch heute andere Gedanken. Er stellte sich, als müsse er husten, und stieß hart und bellend die Luft aus. Sofort verstummte ihr Weinen. Ein Laken raschelte. Sie hob den Kopf von den Kissen. Aus angstvoll weiten Augen starrte sie ihn an, stand vom Bett auf und griff zu der noch nicht geleerten Handtasche. Sie suchte wohl die Flasche mit den Tropfen, die sie, wie zu jeder Reise, auch auf ihre schwerste mitgenommen hatte.

Ilr. Lesebrille setzte sie auf und hob die Flasche über den Rand eines Wasserglases gegen das Licht des Kronleuchters. Tropfen auf Tropfen zählte sie ab und war eine ganz und gar nicht romantische oder elegante Figur im langen Nachtkleid mit der Brille über der Nase und einer starren grauen Haarsträhne über der Stirn. Doch ihm war sie das teuerste Wesen auf Erden und so lieb, daß mit Qual er den Schmerz, ihren Kummer nicht tragen zu können, spürte.

Sie gab ihm die Tropfen zu trinken. Lange lagen sie wieder still. Die Frau weinte nicht mehr. Der Mann spürte, daß sie jedem seiner Atemzüge lauschte und für den Augenblick die Sorgen um ihr Kind vergessen hatte. Wieder schielte er nach ihr. Auch sie schlug die Augen auf: „Geht es besser, Ernst?“

„Ja, Bertchen!“

Bis ins Herz und Mark hinein erschrakten beide.

Seit ihres Kindes Geburt nannten sie einander zum ersten Mal wieder bei Namen. Als der Junge gekommen war, hatten sie sich über die Wiege gebeugt und im Glück gerufen: „Papa . . . Mama!“ Durch ein Menschenalter waren sie sich vor aller Ohren Papa und Mama geblieben. Sie wußten, daß Jungvolk hinter ihrem Rücken darüber lächelte. Doch waren sie Leute, die Schämen und Scheuen nicht kannten, weil sie alle Welt tief in die Kammern ihres Herzens, ihrer Seele und ihres Hauses blicken lassen konnten. Jetzt hatten sie gesprochen, als sei ihr Junge, ihr Ernst, nicht mehr. Ein Ahnen von Entsetzlichem, aber auch von Trost spürten sie. In Gram und Kummer durften sie sich wieder die Geliebten der Jugend sein. Hand griff in Hand, und ihre Finger fühlten, daß sie das Treueste und Beste hielten. Berta weinte leise, doch ein milder, leichter Schlummer kam ihr.

11.

Um zwei Uhr morgens hörte Vizeadmiral Barenheim vom Kran den Ruf: Hebestroppen sind fest! — Das Räderwerk schnarrte stockend wie in kurzen, abgehackten Atemzügen und rasselte dann stetig. Leicht wellte sich das Wasser über dem in den Trossen schwankenden Boot auf dem Meeresgrund. Da riß eine Drehung die Telefonboje aus dem Faltboot. Der Wachoffizier von ‚U 101‘ haschte vergeblich mit der Hand danach und riß schon den Paletot von den Schultern, als platschend an ihm vorbei der Matrose vom Flaggschiff im Kopfsprung unter Wasser tauchte. Es galt heute!

Wohl eine halbe Minute verstrich, bis Wasser sprudelnd und den Kopf ohne Mütze schüttelnd der Mann den Kopf